

Oliver Müller, Stefan Albertsen

PARAFORCE



BAND 8

Der Schlag eines Herzens

Teil 1

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Oliver Müller, Stefan Albertsen

Paraforce

Band 8

Der Schlag eines Herzens

Teil 1

www.geisterspiegel.de

Cover © 2013 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de



Prolog

Herzensangelegenheit!

Vor dem Mann tat sich unauslotbare Schwärze auf.

Er zögerte, blickte sich unsicher um. Lange hatte er geforscht und zahlreiche Mühen auf sich genommen, um endlich hierher zu gelangen. Nun aber, so kurz vor dem Ziel, zögerte er.

Worauf wartete er?

Auf eine körperlose Stimme, die ihm aus der Tiefe des Kellers entgegen wisperte? Oder auf eine Aufforderung Anatol Anjoshins, der ihm als Geist entgegentrat und ihn mit rotleuchtenden Augen unheilvoll anstarrte?

Minuten verstrichen, während der Wind zornig heulend um das Hexer-Haus strich. Da war nichts! Keine Worte! Keine Aufforderung!

Ein Schauer kroch über den Rücken des Einsamen. Der Versuch, die ausgetrockneten Lippen mit der Zungenspitze zu befeuchten, scheiterte.

Was nun? Sollte er jetzt einfach hier stehen bleiben? Er hob seinen rechten Arm und führte die Wodkaflasche zu seinem Mund. Ein großer Schluck des scharfen Gesöffs – wahrscheinlich in irgendeiner illegalen Brennerei hergestellt – füllte seinen Mund und ließ eine Hitzevallung in ihm aufsteigen. Als er die Flasche absetzte, schnappte er keuchend nach Luft.

Er schleuderte die Flasche mit einem entschlossenen Ruck beiseite und wagte es, die nächsten Schritte zu machen. Die Taschenlampe in seiner Linken blitzte auf und entließ einen Lichtstrahl in die vor ihm liegende Finsternis. Beinahe gleichzeitig trat er durch den fauligen Holzrahmen, in dem vor Urzeiten einmal eine Tür gehangen haben

mochte.

Undeutlich erkannte er eine hölzerne Treppe – nicht viel mehr als eine Stiege –, die steil und geländerlos in die Tiefe führte. Die Stufen quietschten unter seinen Schuhen, als sie unter seinem Gewicht nachgaben. Die Vorstellung, dass das verrottete Holz einfach so wegbrach und er haltlos hinabstürzte, um sich am Fuße der Treppe sämtliche Knochen zu brechen, erfüllte ihn nicht gerade mit Zuversicht.

Seine Knie begannen zu zittern, kalter Schweiß rann von seiner Stirn und ein säuerlicher Geschmack erfüllte seinen Mund. Der Strahl der Taschenlampe huschte über von schwarzgrünem Schimmel befallene Steinwände. Sie glänzten feucht und vielfarbig. Für einen Moment wurde der Einsame an verschiedene alte Sagen erinnert und vor seinem geistigen Auge entstanden Bilder von Feen und Elfen, die durch die Luft schwebten und glitzernden Staub verstreuten.

In der ihn umgebenden Wirklichkeit jedoch war kein Platz für Geschöpfe wie Feen.

Nein, wahrhaftig nicht.

Irgendwann verließ er das wackelige Gestell der Kellertreppe und schlich über einen tiefgrauen Steinboden in ein Gewölbe hinein, das ihm wie ein gigantisches Maul vorkam.

Ein Maul, das mich hoffentlich nicht wieder ausspuckt.

Neuerlicher Schauer bemächtigte sich seiner.

Der Mann versuchte sich zu erinnern. Hatte in den Aufzeichnungen über das Anjoshin-Haus irgendwas gestanden, das ihm jetzt helfen konnte, die richtige Richtung einzuschlagen? Lange genug hatte er die alten Unterlagen, Bücher und Berichte studiert. Er hatte sie sich sehr genau eingepägt. Aufgrund seines außergewöhnlich guten Gedächtnisses war ihm dies nicht schwergefallen.

Allerdings nutzte ihm das in diesem Augenblick nichts. Nirgends hatten ausführliche Pläne existiert, in denen beschrieben stand, welchen Weg man im Keller des Hexer-Hauses zu wählen hatte. Er wusste nur, dass das Gewölbe unterhalb des Anwesens gigantische Ausmaße besaß.

Der Einsame schlich weiter voran. Seine Taschenlampe schien nicht wirklich viel zu nutzen. Das entsandte Licht war in dieser Umgebung offenbar von geringer Ausdauer. Es strahlte milchig nur we-

nige Meter weit und versickerte dann förmlich in der Luft.

Tatsächlich! Im Wald, auf dem Weg vom Wagen hierher, hatte der Schein mindestens dreimal so weit gereicht. Der Mann ließ sich davon nicht beirren. Er ging weiter, blieb aber rasch wieder stehen. Der Weg vor ihm teilte sich. Ein Gang führte unverändert geradeaus, zwei weitere führten nach links und rechts. Beinahe hätte er bitter aufgelacht. So kurz vor dem Ziel stehend, wusste er nicht mehr weiter. War das nicht ein übler Witz?

Andererseits, worüber regte er sich auf? Hatte er irgendetwas zu verlieren, wenn er sich hier unten verirrte und nie wieder auftauchte? Nein, eigentlich nicht. Außer vielleicht, dass er sein Ziel nicht erreichte. Aber eine Garantie dafür, dass er finden würde, wonach er suchte, hatte er ohnehin nicht.

Er beschloss, das Problem ganz direkt anzupacken. So, wie er alle Probleme angegangen war, die sich ihm auf seiner langen Suche gestellt hatten.

Er wollte es einfach darauf ankommen lassen. Ohne weiter nachzudenken, bog er nach links ab.

Der Gang führte leicht gewunden in die Tiefe. Mit jedem Meter, den er zurücklegte, kam es ihm vor, als würden die schorfig unbehauenen Wände näher und näher rücken. Das Atmen fiel ihm schwer und jeder Schritt stellte eine ungeheure körperliche Anstrengung dar.

Seine Lunge begann zu rasseln und der Einsame fühlte, wie sie sich langsam mit Flüssigkeit füllte, gerade so, als wären die Flügel lederne Wasserschläuche. Er hustete in der Hoffnung, sich etwas Erleichterung verschaffen zu können. Doch es machte keinen Unterschied.

Seine Beine drohten unter seinem Gewicht nachzugeben, er wankte und stieß mit dem Kopf gegen die Wand. Mittlerweile verursachte er bei jedem Atemzug ein hässliches Brodeln, dass im Widerhall des Ganges Panik in ihm aufsteigen ließ.

Komisch, oft fühle ich mich fast normal, aber dann ist es, als würde mich diese verdammte Krankheit binnen weniger Augenblicke vollständig verzehren.

Der Einsame versuchte, seinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Er besann sich einiger alter Techniken, die er erlernt hatte,

kurz, nachdem er die Diagnose erhielt. Es dauerte nur wenige Minuten, doch für ihn schienen es Ewigkeiten zu sein, dann fiel der Druck von seiner Brust und die Lungen taten endlich wieder das, wofür sie ursprünglich geschaffen worden waren. Nämlich ihn mit Sauerstoff zu versorgen.

Es verstrichen weitere Minuten, ehe er sich in die Höhe ächzte und benommen umsaß.

Du mußt durchhalten! Eventuell nur noch ein paar Minuten, aber die mußt du überstehen, sonst ...

Ein Leuchten vor ihm in der Dunkelheit unterbrach seinen Gedankengang.

Er löschte die Taschenlampe. Nein, es war kein wirkliches Leuchten, denn dazu war es zu schwach. Es war nur ein Glimmen, ein farbloses Glosen, mehr nicht.

Obwohl er keinen Beweis dafür hatte, bestand für ihn kein Zweifel. Sein Ziel lag direkt vor ihm.

Er ging weiter, lief jetzt schneller, obwohl er immer noch Schwäche in seinen Gliedern fühlte. Aber er konnte nicht anders, er musste laufen ... rennen ... sich beeilen. Er durfte keine Zeit mehr vergeuden, musste endlich ans Ziel kommen.

Das Glimmen wurde plötzlich schwächer.

»Nein.«

Er strauchelte und stürzte beinahe. Die jäh aufkeimende Verzweiflung riss ihm ein Schluchzen von den Lippen. Mit dem Glimmen schwand jener schwache Hoffnungsschimmer, der ihn eben noch mit Kraft und Zuversicht gespeist hatte.

Er schaltete die Lampe wieder ein und taumelte weiter. Der Gang endete in einem kreisrunden Gewölbe. Die Decke hing hier tief und der Mann musste seinen Kopf einziehen. Feuchte Luft stach bei jedem Atemzug in seine Lungen. Er fröstelte. Schwindel erfasste ihn. Am liebsten hätte er sich einfach fallen lassen, um an Ort und Stelle liegen zu bleiben. Aber das kam für ihn nicht infrage. Er musste durchhalten, denn das Schwerste lag noch vor ihm.

Der Schein der Lampe enthüllte Rillen auf dem Steinboden.

Er ging in die Knie und betastete sie. Sie waren nur wenig breiter als seine Finger, verliefen gewunden, überkreuzten sich teilweise und

waren dabei von in sich geschlossenen Kreisen und Spiralen umgeben.

Der Einsame hockte eine ganze Weile einfach nur da und betrachtete die Muster genauer. Ein Künstler hätte wohl behauptet, er ließe sie auf sich einwirken. Die meisten der Rillen führten von den Mustern weg zu einem Loch im Boden, welches den Mittelpunkt des Gewölbes bildete.

Plötzlich kerbte sich ein Lächeln in seine Mundwinkel. Der Einsame richtete sich langsam auf und nickte. Er hatte die Opferstätte gefunden. Die Zeichen waren untrüglich.

Ja, er war am Ziel. Genau hierhin hatten ihn seine Studien, aber vor allem auch seine Bestimmung geführt.

Seine Hand glitt in die Jackentasche. Die Finger umschlossen eine kleine Phiolen. Langsam zog er sie hervor und beleuchtete sie mit seiner Lampe. Ein einfacher Korken versiegelte sie und bewahrte eine bläulich schimmernde Flüssigkeit darin.

Sein Herz wummerte wild gegen die Rippen. Bei jedem kraftvollen Schlag erzitterte sein Oberkörper. So vieles in seinem Leib versagte mittlerweile den Dienst, und noch viel mehr würde schon bald nachfolgen. Sein Herz aber schlug kräftig, schnell und gleichmäßig.

Und von seinem Herzen hing so viel ab.

Der Einsame entkorkte die Phiolen und kippte ihren Inhalt in seinen Mund.

Die Flüssigkeit brannte sich scharf, sehr viel schärfer noch als der vorhin genossene Wodka, ihren Weg durch die Speiseröhre in den Magen. Kälte durchströmte urplötzlich seine Glieder und eine Welle aus Schmerz und Übelkeit drängte ein lang gezogenes Ächzen über die Lippen.

Ein Sturm aus unterschiedlichsten Empfindungen fegte durch sein Innerstes. Unsägliche Schwäche und ein Strom aus kaum zu bändigender Kraft tosten gleichzeitig durch ihn hindurch. Er fühlte sich ausgelaugt und doch wie aufgeladen. Sämtliche Muskeln zuckten und schienen noch im selben Moment wie gelähmt zu erstarren.

Er schrie!

Es war unmöglich, die Pein zurückzuhalten. Sie schwappte aus ihm heraus, brandete wie eine Urgewalt in die ihn umgebende Finsternis.

All die Last, die Anspannung und das Ungemach seines Lebens sammelten sich in diesem gellenden Laut. Alles, was sich in Jahren und Jahrzehnten in ihm aufgestaut hatte.

Der Einsame brach in die Knie, keuchte und würgte. Es fühlte sich an, als würde ein glühendes Eisen durch seine Eingeweide getrieben werden. Und mitten in dieser mörderischen Pein vernahm er seine eigene innere Stimme.

Du musst die Worte sprechen! Jetzt! Bevor es zu spät ist ...

Er riss den Mund auf, wobei es ihm so vorkam, als brächen die Kiefer unter dem Druck eines ganzen Bergmassivs auseinander, und formte die ersten jener alten Worte der Macht, die er sich so sorgsam eingepägt hatte. Sie kämpften sich heiser und stoßweise in die Dunkelheit. Er hatte die Phiole längst fallen gelassen und tastete nun nach dem Gegenstand, den er am Gürtel trug.

Das Jagdmesser!

Er zog die Waffe hervor und richtete die Klinge zur Decke des Gewölbes.

Weitere Laute quollen – immer noch von Schmerz und Qualen begleitet – aus seiner Kehle.

Die Rillen am Boden begannen zu leuchten. Zunächst dunkelrot, doch dann wandelte sich das Leuchten in ein grelles, weißes Licht. Ein wütendes Tosen, wie Wind, der mit Sturmgewalt vorangetrieben wird, dröhnte durch den weitläufigen Keller.

Der Mann drehte die Klinge, sodass die Spitze nun auf ihn zielte. Im nächsten Moment überschlug sich seine Stimme. Die letzten Worte der Anrufung quollen aus seinem Mund. Sein Arm schnellte aus der Höhe hinab.

Die Klinge traf! Sie durchtrennte in unbestechlicher Schärfe sowohl die Kleidung als auch Haut und Knochen des Einsamen. Mit einem Mal wurde es still im Gewölbe. Das grelle Licht schwächte sich ab.

Laute, wie sie ein Mensch eigentlich nicht hervorzubringen in der Lage sein sollte, quälten sich zwischen den zusammengepressten Zähnen des Mannes ins Freie. Ein feuchtes Geräusch erklang. Als würde ein Kleinkind in einer Schüssel mit Brei herumrühren.

Er sah auf den Griff des Messers, den er immer noch umklammert

hielt. Die Klinge war vollständig in der linken Brust verschwunden.

Er wunderte sich ein wenig. Der Schmerz war enorm, schier Wahnsinn erzeugend, und doch blieb er bei Bewusstsein und konnte klar denken. Er sah deutlicher, hörte, roch und fühlte intensiver als jemals zuvor.

Weiter ... mach weiter ... weiter, weiter ..., fuhr es wispernd durch seinen Geist. Seine zweite Hand umfasste den Messergriff nun ebenfalls und zog die Klinge mit einer geraden Bewegung in die Tiefe.

Süßliche Wärme füllte seinen Mund aus. Blut ergoss sich wie ein steter dunkelroter Strom über seinen Oberkörper. Der Lebenssaft lief an Händen und Unterarmen entlang und fiel in dicken Tropfen auf den Steinboden. Das Platschen drang verzerrt an seine Ohren und erinnerte ihn an etwas. Aber an was?

Er kicherte plötzlich.

Ja, das wäre es noch! Wenn jetzt jemand für dieses Schauspiel Applaus spenden würde ...

Eine neuerliche Schmerzwelle marterte durch ihn hindurch, zerschmetterte das Grinsen förmlich und riss ihn beinahe um. Er presste die Lippen fest aufeinander und drehte die Klinge mit einem Ruck. Sie leistete hervorragende Arbeit. Haut, Knochen, Knorpel und Muskelgewebe wurden mühelos zerteilt.

Der Mann flehte innerlich, dass sich sein Bewusstsein noch nicht in den tiefsten Abgründen unwiederbringlicher Schwärze verkroch.

Noch nicht! Noch nicht!

Das Messer wurde schräg weitergeführt, bis es beinahe unter der linken Achsel hervortrat. Erneut änderte der Mann die Schnittrichtung und führte die Klinge in einem fast wütend wirkenden letzten Ruck zu ihrem Zielpunkt. Jene Stelle, an der sie in den Körper gestoßen worden war.

Taubheit breitete sich in seinen Armen aus. Seine gefühllosen Hände glitten vom Messergriff ab.

Er schüttelte den Kopf.

Nein, seine Hände durften noch nicht versagen. Sie mussten ihm noch ein einziges Mal zu Diensten sein. Er mobilisierte seine letzte Kraft und tastete mit den Händen nach seiner Brust.

Dem Trank sei Dank!, dachte er, während sich sein Sichtfeld blut-

rot färbte.

Müdigkeit, unendliche Müdigkeit wogte wie eine undurchdringliche Wolke auf ihn zu, versuchte ihn zu überwältigen. Er presste die Kiefer so fest aufeinander, dass einer seiner Schneidezähne splitterte.

Mit jedem Schlag seines Herzens ergoss sich weiteres Blut wie ein roter Vorhang über Bauch und Unterleib. Er winkelte den rechten Arm an, umfasste die durchtrennte Haut seiner Brust und zerrte mit aller ihm verbliebenen Kraft daran. Er hätte nicht gedacht, dass sich sein Schmerz noch steigern ließ, aber in diesen Augenblicken wurde er eines Besseren belehrt.

Er schrie. Blut spritze aus seinem Mund der Decke entgegen, so lange, bis nur noch ein feuchtes Gurgeln zu hören war. Das abgetrennte Fleisch klatschte mit einem hohlen Laut vor ihm auf den Boden.

Dunkelheit, schwärzer als alles, was er jemals in mondlosen Nächten wahrgenommen hatte, wogte wie aufziehender Nebel in sein Blickfeld und vertrieb den roten Schleier.

Der Schmerz wurde allgegenwärtig und konnte nun jene Festung erobern und sogar auslöschen, die sein Bewusstsein bis dahin dargestellt hatte.

Ein letztes Mal erfüllte Kraft, wie eine sanfte Woge, seine rechte Hand.

Sie drang durch die Öffnung in der Brust und umklammerte etwas ... *Zuckendes*.

Deutlich konnte er jede einzelne Regung zwischen seinen Fingern fühlen.

Er riss die Hand ins Freie und hielt das zuckende Etwas fest.

Ein Geräusch drang an seine Ohren. Es klang, als würde jemand ein sprödes Gummiband zerreißen.

Als Nächstes folgten Schmerz, Schwärze ... *und das Lächeln auf seinen Lippen, mit dem er starb.*

Zwischenspiel

Tom Carson stürzte an hoch aufragenden Holzpfehlern vorbei. Die knapp fünf Meter über dem von Blut durchtränkten Sand hängenden

Leiber, die von den Pfahlspitzen durchbohrt worden waren und deren Gliedmaßen wie abgestorbene Zweige wirkten, versuchte er in der Eile zu übersehen. Hinter ihm erklangen die leise ploppenden Geräusche der schallgedämpften CAR-15-Karabiner. Die Schreie derer, die von den abgefeuerten Kugeln getroffen wurden, ignorierte Tom ebenfalls.

Der Paraforce-Agent verschwendete keinen einzigen Gedanken an diese Leute, denn sie hatten das Schicksal, das sie in dieser Nacht erlitt, mehr als verdient.

Carson stoppte. Vor ihm ragte eine dichte Wand aus Ästen, Blättern und Schlingpflanzen in die Höhe. Durch das silbrige Licht des Mondes zeichnete sie ein abstraktes Muster in die ihn umgebende Landschaft.

Er blickte sich um. Wohin war LaGrange verschwunden?

Toms Atem ging schnell. Sein Herz pochte wie verrückt in der Brust. Er durfte LaGrange nicht entkommen lassen.

Der Kopf des Totenkults hatte sich abgesetzt. LaGrange war beim ersten Anzeichen des Angriffs durch die Spezialeinheit wie ein Schatten davongewirbelt. An seine Anhänger, die den Salven aus den automatischen Gewehren Carsons und seiner Begleiter nicht hatten entkommen können, hatte er nicht einen Gedanken verschwendet.

»Shit«, knirschte Tom.

Mit jeder Sekunde, die er hier untätig herumstand und darüber nachdachte, in welche Richtung sich der Ex-General geflüchtet hatte, würde der Abstand zwischen ihnen immer größer und größer werden und ...

Da! Ein knackendes Geräusch rechts vor ihm.

Tom gönnte sich nicht den Luxus des Zögerns oder Nachdenkens. Er stürzte sich in die lebendige Wand aus Dornen, Ranken und Ästen hinein, durchbrach deren Widerstand mit brachialer Gewalt und hetzte los.

Seine Füße schienen den weichen Untergrund kaum zu berühren. Das Licht der Opferstätte verlor sich mit jedem zurückgelegten Meter im Dunkel der Nacht. Trotz der schlechter werdenden Sicht vermochte Tom bereits nach wenigen Augenblicken eine menschliche Gestalt zwischen all den breiten Stämmen der gigantischen Bäume

auszumachen.

LaGrange? Tom blieb für einen kurzen Moment stehen, verengte die Augen zu Schlitzen und versuchte – was unter den herrschenden Lichtverhältnissen kaum Aussicht auf Erfolg versprach – irgendein Identifikationsmerkmal auszumachen.

Es brachte nichts, wenn er einem von LaGranges Männern folgte, der sich ebenfalls in den Dschungel hatte flüchten können. Die Gestalt vor ihm – sie war vielleicht 100 Meter entfernt – huschte geduckt zwischen zwei Bäumen hindurch und durchquerte dabei einen schräg vom Himmel abfallenden Strahl des Mondlichts. Etwas blitzte auf den Schultern des Flüchtenden auf.

Die Rangabzeichen!, durchzuckte es Tom. Er spurtete erneut los.

Nur LaGrange hatte eine mit blitzenden Abzeichen besetzte Uniform getragen. All seine Anhänger waren, bis auf wenige Kleidungsstücke, nackt gewesen.

Der Schweiß brannte in Toms Augen, als er die Stelle passierte, an der der Lichtstrahl LaGrange für einen Moment beleuchtet hatte. Ohne anzuhalten orientierte er sich und entdeckte den eiskalten Mörder schräg rechts von sich, wie er in ein Meer aus Farnblättern eintauchte.

LaGranges bizarrer Kult, der die alten Santería-Riten auf brutale Weise entartet hatte, würde in dieser Nacht ein Ende finden. Tom hatte keine Bedenken, dass die meisten – wahrscheinlich sogar alle – von LaGranges Anhängern heute getötet werden würden.

Aber sie alle waren im Grunde genommen egal. Es kam vor allem darauf an, dass LaGrange erwischt wurde. Wenn er entkam, würde er sein blutiges Treiben an irgendeinem anderen Ort der Welt wieder aufnehmen und vielleicht sogar auf noch viel abartigere Weise fortführen.

Tom hetzte durch die Schneise, die LaGrange inmitten der Farne gebildet hatte, und tauchte in einen Bereich ein, in den das Licht des Erdtrabanten nicht vorzudringen in der Lage war. Das Blätterdach war hier einfach zu dicht.

Ein schrecklicher Gedanke überkam den Paraforce-Agenten. Was, wenn er LaGrange in dieser Dunkelheit verlor? Tom hetzte weiter. Doch sein Lauf wurde brutal gestoppt. Die Wucht eines betonharten

Schlares traf seinen ungeschützten Nacken. Tom verlor den Bodenkontakt und spannte instinktiv seine Muskeln an. Die ohnehin verschwommene Umgebung verwandelte sich in einen Kreisel. Er prallte auf den Boden. Obwohl der Untergrund eher weich war, spürte Tom, wie glühende Schmerzen durch all seine Glieder rasten.

Er keuchte die Restluft aus seinen Lungen in die Nacht hinaus und versuchte, auf die Beine zu kommen. Eiskalte Hände legten sich wie Eisenklammern um seinen Hals und drückten ihn zurück. Tom zog die Beine an, um den Schwung des Angreifers zu nutzen und herumzurollen.

Aber irgendwie stoppte Toms Gegner die Bewegung im Ansatz und verstärkte gleichzeitig den Druck seiner Hände. Ein leises Röcheln drang aus Carsons Mund. Die Arme des Paraforce-Agenten fuhren in die Höhe und hämmerten wuchtig auf die des Gegners.

Tom hörte ein Gurren. Der Griff um seinen Hals lockerte sich jedoch nicht. Carsons rechtes Bein schwang blitzschnell empor und legte sich über das Gesicht des Gegners. Er hebelte das Bein mit aller Kraft nach unten. Die Hände des Feindes glitten von Toms schweißnassen Hals ab und hinterließen blutige Furchen. Er ignorierte das Brennen, sprang auf die Beine und zog, sich noch in der Bewegung befindend, die Glock 35.

Ein vorschnellender Fuß prellte ihm fast im selben Sekundenbruchteil die Waffe aus der Hand.

Tom erhielt die Gelegenheit, seinen Gegner zu betrachten.

Ja, es war LaGrange, der geduckt vor ihm stand. Er warf sich ihm, wie von einem Katapult abgefeuert, entgegen.

LaGrange rammte seine Faust in Toms Gesicht und renkte dessen Unterkiefer mit einem leisen Knacken aus. Der Paraforce-Agent taumelte rückwärts und kassierte einen Tritt gegen die Brust.

Es riss Carson von den Beinen. Aber er federte beinahe ohne Verzögerung wieder in den Stand zurück. Die harte Schule, durch die der Agent während seines Lebens gegangen war, machte sich wieder einmal bemerkbar.

LaGrange hatte die Gelegenheit allerdings genutzt und war davon geeilt. Mittlerweile lagen bereits wieder knapp 50 Meter zwischen ihm und Tom.

Der Agent griff in die Innentasche seiner Weste und holte die Hightech-Brille hervor, die zur Standardausrüstung der Paraforce gehörte. Vorhin, in all der Eile, hatte er keine Gelegenheit gehabt, sie sich aufzusetzen und eigentlich griff er nur sehr ungern auf sie zurück.

Aber in diesem Moment war sie nützlich für ihn. Tom setzte sie sich auf und aktivierte den Restlichtverstärker. Dann rannte er los. Nach der Glock zu suchen hatte keinen Zweck. Die war zwischen all dem hier herumwuchernden Grünzeug in der Kürze der Zeit nicht auszumachen.

Der Vorteil durch die verbesserte Sicht wurde schon nach wenigen Metern offenbar. Tom sprang über armdicke Wurzeln hinweg, die sich aus dem Boden wanden, und wich Schlingpflanzen aus, in die er sich zu verheddern drohte.

Er kam schnell voran und der Vorsprung LaGranges schmolz dahin. Der Untergrund wurde fester. Gleichzeitig wich die Pflanzenwelt auseinander und gab den Blick auf die Klippen frei.

Felsig und schroff schoben sie sich über das Meer hinaus und bildeten das östliche Ende der Île de la Tortue.

Als Tom den Rand des Kliffs erreichte, entdeckte er nur wenige Meter neben sich die hochgewachsene Gestalt des Generals.

LaGrange war am Ende seines Weges angekommen. Von hier aus ging es nicht weiter.

Direkt hinter ihm fiel die karstige Felswand in die Tiefe. Im dunklen Gesicht LaGranges begannen die Augen hell aufzuleuchten. Sein Gesicht glänzte im Mondlicht. Die Lippen bebten.

»Geben Sie auf, LaGrange. Von hier gibt es kein Entkommen!«

»Sie haben keine Ahnung, Carson. Sie wissen nicht, mit wem Sie sich angelegt haben.«

Während der Ex-General sprach, zog er mit einer gleitenden Bewegung eine unterarmlange Klinge unter seiner verdreckten und durchgeschwitzten Uniformjacke hervor.

»Sie reden mit einem Auserwählten. Die Geister, denen ich Opfer gebracht habe, werden mich nicht einfach aufgeben.« LaGrange kicherte wie irr. »Wenn es sein muss, würden sie mich einfach so in die Lüfte erheben und davonschweben lassen.«

Tom runzelte die Stirn. Er schielte am General vorbei, blickte auf die Felsspitzen, die tief unter ihnen aus dem Meer aufragten und an denen sich die Meereswogen beständig brachen.

»Glauben Sie mir ... wenn Sie sich jetzt einfach über den Rand der Klippe stürzen würden ... würden Sie mir einen echten Gefallen tun, LaGrange.«

Tom deutete am General vorbei.

»Bitte tun Sie sich keinen Zwang an.«

LaGrange blinzelte irritiert und blickte in die Richtung, in die Tom deutete.

Dieser kurze Augenblick reichte aus!

Carson war blitzschnell bei LaGrange, umklammerte das rechte Handgelenk seines Gegners und zog es mit einer fließenden Bewegung herum. Der General brüllte vor Schmerz auf, als die Knochen in seinem Unterarm unter der Schwerbelastung nachgaben und brachen.

Im nächsten Moment lag LaGrange mit dem Rücken auf dem Fels. Er ließ sein Bein emporschnellen. Tom wurde am Kinn getroffen. Sterne blitzten vor seinen Augen auf. Die Hightech-Brille flog im hohen Bogen davon.

Der Agent rutschte zurück und ließ, um sich abzustützen, den Arm des Gegners los. LaGrange kam trotz seiner Verletzung wendig auf die Beine und hob das Messer nun mit der linken Hand. Tom warf sich vor. Er ließ dabei jede Deckung außer Acht und fegte dem General zwei, drei Mal hintereinander die Linke ins Gesicht.

Die Klinge traf seinen Oberarm, aber er kümmerte sich weder um den Schmerz noch um das Blut, das aus der Wunde hervorschoß. Ein weiterer Hieb hämmerte seitlich gegen LaGranges Schädel. Der General machte einen Schritt zurück. Und dies war der berühmte Schritt zu viel.

Er trat ins Leere.

Und dann ... war er nicht mehr da.

Tom hörte einen gellenden Schrei und fiel auf die Knie, um über den Rand der Klippe in die Tiefe zu starren.

LaGranges Körper stürzte dem aufgewühlten Meer entgegen, überschlug sich mehrfach und wurde schließlich gegen eine der aufragenden

den Felsnadeln geschleudert. Von dort wurde er mit verdrehten Gliedern zurückgeworfen und verschwand zwischen den gischtenden Wogen.

Carson hockte einfach nur da und starrte hinab. Er spürte Müdigkeit in sich aufsteigen. Bleiern und unnachgiebig zog sie durch all seine Glieder.

Die letzten drei Wochen waren anstrengend gewesen und Schlaf war für Tom zur Seltenheit geworden. Er hatte unermüdlich gearbeitet. Und nun?

Er hatte es geschafft! LaGrange war tot.

Tom war sich sicher, dass die übrigen Anhänger des Kults in diesem Moment entweder getötet oder festgesetzt worden waren.

»Es ist geschafft!«

Fern über dem Meer erstrahlte ein Licht.

Tom blickte auf und erkannte, wie die gewundenen Linien eines Blitzes vor dem dunkelgrauen Hintergrund einer massiven Wolkenwand verblassten.

»Geschafft? Was hast du geschafft?«

Carson zuckte zusammen.

Sein Blick flirrte nach rechts und fand dort eine Gestalt, die sich zwischen den Stämmen zweier massiger Bäume ins schwindende Licht des Mondes schob.

Es war ein junger Mann, dessen Augen farb- und pupillenlos auf den dahockenden Agenten gerichtet waren. Sein totenbleiches Gesicht war in grenzenloser Wut verzerrt. Tom wollte etwas sagen, doch er bekam keinen Laut über die Lippen. Er schoss in die Höhe und wich keuchend zurück. Das breite Loch in der Brust des Mannes, das zwischen den herabhängenden und blutdurchtränkten Fetzen eines ehemals weißen Hemdes auszumachen war, zog seinen Blick förmlich an.

Toms Kehle trocknete von einer Sekunde zur anderen schmerzhaft aus.

Das war nicht möglich!

Er kannte den jungen Mann, der nun seinen Zeigefinger wie eine stumme Anklage gegen ihn richtete.

»Julien? Julien DuVille?«

Der Name glitt hauchend über Toms Lippen. DuVile war kurz vor seiner Ankunft auf Haiti von den Anhängern des Todeskults ermordet und ausgeweidet worden.

»O Gott!«

DuVile lachte heiser. Seine Stimme klang nicht wie die eines jungen Mannes. Sie war verzerrt, als habe irgendjemand einen Filter über eine Audiodatei gelegt.

»Gott? Gott war nicht da, als LaGrange und seine Männer mich aufschlitzten und mein Herz im Schein ihrer Fackeln verschlangen. Und du auch nicht, Tom Carson!«

»Aber ... ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht ...«

Ein dumpfes Grollen ertönte. Der Boden unter Toms Füßen erzitterte und ein weiterer Blitz flammte auf. Dieses Mal jedoch deutlich näher an der Küste. Carson zuckte herum, blickte nach links und entdeckte dort eine Frau.

Beatrice Novou!

Sie trug ein Sommerkleid. Es war mit einem bunten, fröhlichen Blumenmuster versehen und vom Blut der Frau durchtränkt. In der gesamten Länge war es an der Vorderseite aufgerissen und offenbarte eine ähnlich schreckliche Wunde wie bei Julien.

Die Mörder hatten der bedauernswerten Frau die linke Brust abgetrennt, darunter die Rippen durchstoßen und ihr ebenfalls das Herz aus dem Leib gerissen.

Dunkle Haarsträhnen umrahmten ihr schmales Gesicht. Ihre Augen waren ebenso farb- und pupillenlos wie die Juliens, und auch sie deutete auf Tom.

»Mich hättest du retten können, Tom Carson. Aber du hast es nicht getan. LaGrange hat mir die Gnade eines schnellen Tods nicht gewährt. Er hat mich langsam und genussvoll gequält ...«

»Hör auf, bitte«, wimmerte Tom. Schweiß rann salzig über sein Gesicht und er fürchtete, dass es sein Herz auseinanderreißen würde. Beatrice jedoch ließ sich nicht abhalten. Sie fuhr mit ihrer grausamen Schilderung fort.

»... erst, nachdem ich vor Schmerz fast wahnsinnig war, hat er sein Messer genommen und mich von meinem Leiden erlöst ...«

»Bitte hör auf!«

»... ja, es war tatsächlich eine Erlösung, Carson. Ich habe den Tod dankbar erwartet und nahm ihn wie ein Geschenk an.«

Toms Gedanken überschlugen sich, während die Panik immer mehr Kontrolle über ihn gewann.

Wieder zischte ein Blitz durch die Luft.

Dieses Mal schloss Tom entsetzt die Augen, was jedoch nichts half. Die grelle Helligkeit durchstieß problemlos seine Lider und explodierte schmerzhaft in seinem Kopf.

Tom wankte. Er konnte sich nur unter Mühen auf den Beinen halten.

»Der große Held! Seht ihn euch an!«

»Nein, nein, nein ...«

Tom schüttelte den Kopf, wirbelte herum und sah in die Richtung, aus der diese Worte gekommen waren.

Luc Baque stand vor ihm.

Auch ihn umgab eine Aura des Vorwurfs, die Tom nun mit aller Macht traf.

Sein Anblick traf den Agenten besonders hart. Auch sein Brustkorb war geöffnet worden, doch Luc war das jüngste Opfer des Kults gewesen. Einen Monat vor seiner Ermordung war er zehn Jahre alt geworden.

Tom sackte auf die Knie.

Er erinnerte sich daran, wie elend er sich gefühlt hatte, als man ihm Luc in der Leichenhalle gezeigt hatte.

»Es tut mir leid ... es tut mir leid ... ich ... ich weiß einfach nicht ... es tut mir leid«

Carsons Oberkörper fiel nach vorne, ein leises Schluchzen entrang sich seiner schmerzenden Kehle.

Wenn dieser Albtraum doch nur enden würde.

Abermals flammte es grellweiß auf ...



1. Kapitel

Zoff im McNulty's

New York City, Bayard Street/Ecke Baxter

Toms rechte Hand zuckte vor. Sein Blick klärte sich und er erkannte eine Hand vor seinem Gesicht.

Die Hand hielt ein Zippo. Am oberen Ende flackerte eine kleine Flamme.

»Autsch verdammt! Tom, lass mein Handgelenk los.«

Carson hob überrascht die Augenbrauen und erkannte, dass der Arm, dessen Handgelenk er fest umklammert hielt, zu Vince Bannon, dem Wirt und Besitzer des McNulty's gehörte. Verwirrt löste Tom den Griff.

Bannon zog seinen Arm zurück, ließ dabei das Zippo fallen, das zum Glück erlosch, und rieb sich mit verzerrtem Gesicht die schmerzende Stelle.

»Oh Vince, ich ... tut mir echt leid!«

Bannon richtete einen vorwurfsvollen Blick auf den Paraforce-Agenten.

»Na, ich werd mich hüten, dir in Zukunft noch einmal Feuer anzubieten.«

Schuldbewusst, was an sich so gar nicht Tom Carsons Art war, reichte er dem Wirt das Zippo.

»Sorry, aber ich war wohl weit, weit weg. Hast mich erschreckt. Tut mir wirklich leid.«

Vince winkte ab.

»Schon in Ordnung. In der alten Heimat hab ich Schlimmeres erlebt. Trotzdem: nicht von schlechten Eltern dein Griff. Donnerwet-

ter.«

Während Bannon sich noch mit seinem Handgelenk beschäftigte, nahm Tom die Zigarette aus dem Mund. Er hatte sich den Glimmstängel zwischen die Lippen geklemmt, gerade als ihn die Erinnerung an den zurückliegenden Fall auf Haiti übermannt hatte. Und Vince, die gute Seele, hatte ihm einfach nur Feuer angeboten, ohne zu ahnen, dass das Aufblitzen der Flamme Carson derartig rabiat aus der Gedankenverlorenheit zurückschrecken lassen würde.

Tom atmete tief durch.

Der für das McNulty's übliche Mief füllte die Lungen des Agenten: Bier, Whisky, Irish Stew, Schweiß und Ausgelassenheit.

Irgendwo in einem der Hinterzimmer der rustikal eingerichteten und somit dem irischen Stil angepassten Kneipe erklang die alte Weise von Seamus O'Flynn, den seine Liebe zum Whisky aus dem Jenseits zurück in den Schoss seines geliebten, riesigen Eichenfasses führte.

Das Lied wurde von zahlreichen Kehlen sehr laut und gleichzeitig auch sehr schief in die Umgebung gebrüllt.

Tom lächelte schmal.

Genau das, all das, was ihn hier im McNulty's umgab, war wichtig für ihn, um sich von den schrecklichen Ereignissen auf Haiti und der Île de la Tortue zu lösen. Der kleine Luc und die anderen Opfer des Totenkults waren ihm nicht umsonst in seinem Wachraum erschienen. Offensichtlich verspürte er tief in seinem Innersten Schuldgefühle. Und das, obwohl er alles Menschenmögliche getan hatte, um LaGrange und seine Leute aufzuhalten.

Tom griff nach seinem Glas, das direkt neben der Flasche mit dem Bushmill Single Malt Whisky stand, und blickte in die goldbraun schimmernde Flüssigkeit.

In diesem Moment hörte er das Lachen und Singen in der Kneipe nicht mehr.

Ich werde verdammt viel von dem Zeug brauchen, um nicht mehr an Port-de-Paix denken zu müssen, dachte er und leerte das Glas mit einem Zug.

»Na? Üble Zeit gehabt?«

Vince Bannon war wieder näher an Tom herangetreten und blickte

ihn fragend an.

Tom kannte den gebürtigen Iren schon seit einigen Jahren, und obwohl er sich mit Bekanntschaften oder gar Freundschaften sehr zurückhielt, war Vince ihm schon ans Herz gewachsen.

»Kann man wohl sagen. Verdammt übel sogar.«

Der Agent ergriff abermals die Zigarette und steckte sie sich in den Mund.

Wortlos ließ Vince das Zippo aufschneiden.

Tom quittierte die Hilfsbereitschaft mit einem Lächeln. Als der Tabak aufglomm, sog Carson den Rauch tief in seine Lungen.

»Ich darf dir natürlich nicht zu viel erzählen.«

Vince nickte. »Klar, unterliegt alles der Geheimhaltung. So wie immer.«

»Richtig. Du würdest mir eh nicht einmal die Hälfte glauben.«

Der Agent produzierte neue Qualmwolken, die träge aufstiegen und sich allmählich mit der dunstigen Luft unter der Decke vermischten. »Jedenfalls war ich – zumindest meiner Meinung nach – nicht übermäßig erfolgreich. Ich konnte letztlich zwar den Kernpunkt meines Auftrags erfüllen, aber leider ...«

Tom unterbrach sich. Ohne es verhindern zu können, stieg die Erinnerung an den Leichnam des kleinen Luc vor seinem geistigen Auge auf. Er sah ihn auf dem metallenen Tisch der Pathologie liegen, blickte in das bleiche Gesicht, sah das riesige Loch in seiner Brust und ...

»... war ich einfach nicht schnell genug.«

Vince, der zumindest eine vage Ahnung davon hatte, was Tom beruflich machte, zog die Mundwinkel betrübt nach unten. »Du hast nicht alle retten können, was?«

Toms Augen begannen zu brennen, genauso, wie es sich anfühlte, kurz bevor die ersten Tränen flossen. »Stimmt, ich hab versagt.«

Die beiden Männer schwiegen. Sie bildeten im abendlichen Treiben der Kneipe eine kleine Oase der Stille. Plötzlich lachte Tom bitter auf. »Und das Tollste ist, dass ich morgen früh bei meinem Chef vorstellig werden soll, um einen mündlichen Bericht abzuliefern.«

»Und dein Boss ist ein Arschloch, richtig?«

Tom schüttelte den Kopf und wischte gleichzeitig mit einer beiläu-

figen Bewegung die Tränen aus den Augenwinkeln. »Nein, mein Chef ist ein prima Kerl. Auf den lass ich nichts kommen. Aber wie es nun mal so ist, hat er einen Stellvertreter. Und dieser Stellvertreter wird morgen früh garantiert auch dabei sein.«

»Und der ist ein Arschloch?«

Erneut schüttelte Tom den Kopf.

»Nein, wieder falsch ...«

Er dachte kurz an Jacques Baptiste. Der Franzose leitete Paraforce und war einer der wenigen Männer dort, denen Tom Carson ohne zu zögern sein Leben anvertraut hätte. Baptiste führte die Organisation mit Grips, Kompetenz und Charisma.

Leider galt dies nicht für den zweiten Mann am Ruder.

James Elwood Blackstone III. war ein Bürokrat und Korinthenkacker, wie er im Buche stand.

Leute wie Tom waren dem Engländer ein Dorn im Auge und er nutzte jede Gelegenheit, um ihm mit Sticheleien und pedantischem Beharren an den Karren zu fahren.

»... er ist sogar ein Riesenarschloch«, beendete Tom den angefangenen Satz und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

Vince setzte zu einer Erwiderung an, doch eine Frauenstimme fuhr ihm in die Parade.

»Habe ich richtig gehört? Ihr unterhaltet euch über Riesenarschlöcher?«

Maggie Bannon, Vinces bessere Hälfte, die an diesem Abend gemeinsam mit drei weiblichen Bedienungen ihren Dienst tat, rauschte an den Tresen und ließ ihr Tablett scheppernd auf das Holz knallen.

»Nun, wir haben das Thema lediglich gestreift, Maggie«, antwortete Tom.

Er füllte sein Glas wieder auf. »Wieso fragst du?«

Maggie verdrehte die Augen, pustete sich eine Strähne ihres rostroten Haares aus der Stirn und deutete über ihre rechte Schulter. »Da hinten am Billardtisch haben sich vier Vollidioten um ein ganz eindeutiges Riesenarschloch versammelt.«

Vinces buschige Augenbrauen ruckten zusammen. »Was ist passiert? Bist du belästigt worden?«

Tom kannte den Wirt des McNulty's gut genug, um zu wissen,

dass Bannon äußerst gereizt reagierte, wenn man seiner Frau zu nahe trat. Dabei war es egal, ob dies verbal oder körperlich geschah.

»Ach, der eine am Pooltisch hat ständig irgendwas zu nörgeln gehabt, deshalb habe ich Sandy die Last abgenommen und ihren Bereich übernommen. Irgendwann fing der Knilch aber an zu behaupten, ich hätte ihm die falsche Bestellung gebracht. Als ich klarstellte, dass das nicht stimmt, fing er richtig an zu pöbeln.«

Vinces Blick glitt in Richtung Billardtisch. »Soll ich mal rübergehen und den Idioten rauswerfen?«

Maggie schien tatsächlich einen Augenblick über das Angebot ihres Mannes ernsthaft nachzudenken. Dann aber schüttelte sie den Kopf. »Nein, nein ... das lohnt nicht. War eigentlich noch alles harmlos. Kümmere dich lieber um die wirklich wichtigen Dinge.«

Der ernste Ausdruck wich aus der Miene des Wirts. Er beugte sich über den Tresen und sein Gesicht näherte sich dem seiner Frau. »So, so ... die wichtigen Dinge des Lebens, ja? Und die wären?«

Maggies Nasenspitze berührte die von Vince. Sie lächelte keck und ein lockendes Glitzern erhellte ihre grünen Pupillen.

»Kannst du dir das nicht denken?«, gurrte sie.

»Eigentlich schon, aber ich möchte es doch aus deinem Munde hören.«

Leute, nehmt euch ein Zimmer, wenn ihr allein sein wollt, dachte Tom lächelnd.

Es fiel ihm schwer so zu tun, als bekäme er von dem verbalen Vorspiel der beiden nichts mit.

»Wirklich?«

Vince nickte. »Wirklich!«

Maggies Lächeln wurde noch breiter. »Das Herrenklo ist verstopft. Würdest du das bitte regeln?«

Vinces Kopf ruckte in die Höhe. Das Lächeln auf seinen Lippen aber blieb. Er knurrte leise.

»Rrrrrrrrrrr, ich liebe es, wenn du so was zu mir sagst, Honey!«

Maggie hob die Tresenklappe und machte so den Durchgang für Vince frei. »Dann warte mal, was ich dir nachher Zuhause ins Ohr flüstere.« Vince schob sich an Maggie und Tom vorbei. Er klopfte dem Paraforce-Agenten auf die Schulter.

»Bei meinem Glück wahrscheinlich, dass ich die Kläranlage vor dem Haus auspumpen soll. Ich kenn das doch.«

Sprach's und entwich in Richtung Klo.

Tom musste lachen und stellte zufrieden fest, dass sich seine Laune erheblich gebessert hatte. Und danach hatte es zu Beginn des Abends nicht ausgesehen. Vince und Maggie sei Dank.

»Soll ich dir ein Taxi rufen?«, fragte Maggie. Sie hatte den Platz ihres Mannes hinter dem Tresen eingenommen.

Tom hob sein Glas. »Wenn das hier leer ist, kannst du mir ein Cab bestellen.«

»Ihr Wunsch ist mir Befehl, Mylord.«

Maggie begann ein Glas zu polieren und Tom zündete sich eine Zigarette an.

Mitternacht war um drei Minuten überschritten und im Pub ging es langsam zur Sache. Aus den Kehlen der Angetrunkenen drangen nun die knarzigen Texte diverser Shanties. Sie waren alles andere als hörensenswert, aber das machte Tom nichts aus. Er lächelte zufrieden und begann sogar leise mitzusummen. Sein Blick glitt durch den Schankraum. Plötzlich stockte er.

Inmitten der überwiegend gut gelaunten und lautstarken Anwesenden entdeckte Tom einen Mann, der so gar nicht in das Bild eines irischen Pubs passen wollte.

Er saß an einem der Zweipersonentische nahe dem Ausgang und stippte einen Teebeutel in eine Tasse. Der Umstand, dass ein Besucher des McNulty's um diese Zeit Tee bestellt hatte, war nur ein Aspekt, der Tom hatte stutzen lassen.

Dass der Mann pechschwarze Haare und einen außergewöhnlich dunklen Teint aufwies, war viel auffälliger. Jedenfalls, wenn man bedachte, dass er sich hier in einer irischen Bastion Amerikas befand. Sicher, Tom hatte schon öfters südländische oder orientalische Gäste im McNulty's gesehen, aber noch nie um diese Uhrzeit.

Aber da war noch etwas anderes, das ihn beim Anblick dieses Mannes irritierte. Etwas nicht Greifbares! Etwas ... *Unheimliches!* Tom drückte die halb aufgerauchte Zigarette im Aschenbecher aus und beschloss, den Fremden zunächst aufmerksam zu beobachten.

»Du bist doch die elende Schnalle, die mir diese lauwarmer Pisse

serviert hat, oder?«

Diese aggressiv klingenden Worte rissen Tom aus seinen Gedanken und lenkten seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung. Er drehte den Kopf und sah einen breitschultrigen Mann mit kurz geschorenen Haaren, der sich blitzschnell über den Tresen beugte und Maggies Handgelenk umfasste.

»Loslassen«, zischte Maggie und versuchte sich aus dem Griff zu befreien, doch ein kurzer Blick auf die wirklich beeindruckenden Armmuskeln des Burschen machten Tom klar, dass die Wirtsfrau das nicht schaffen konnte.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich ein Beamish wollte. Du hast mir Kilkenny serviert. Und dann auch noch lauwarm.«

Maggie funkelte ihr Gegenüber wütend an. »Sie hatten Kilkenny bestellt und das habe ich Ihnen gebracht. Außerdem haben Sie sich erst beschwert, nachdem Sie's ausgetrunken haben, also habe ich mir nichts vorzuwerfen. Und jetzt noch mal im Klartext, Mister. Lassen Sie mich los!«

Der Stänkerer grinste Maggie an. Er entblößte lange kräftige Zähne, die so gar nicht in sein breites, rotangelaufenes Gesicht passten. »Erst gibst du mir das, was ich bestellt habe. Selbstverständlich auf Kosten des Hauses. Und dann denke ich vielleicht darüber nach, dich loszulassen, vorausgesetzt, du bist sehr nett und sehr höflich zu mir ...«

KLATSCH! Maggies freie Hand fegte seitlich heran und schleuderte den Kopf des Kurzgeschorenen zur Seite. Der Knabe war so überrascht, dass er Maggie losließ und sogar einen Schritt zurückwich. Ein paar Burschen, die offensichtlich zu ihm gehörten, johlten gemeinschaftlich, als Maggie zugeschlagen hatte.

Die Vollidioten und das Riesenarschloch, dachte Tom. Ein unangenehmes Prickeln kroch über seinen Rücken. Er spannte seine Muskeln und machte sich bereit einzugreifen.

»Hey Mann. Lass dir das nicht gefallen, Richie«, rief einer der Kumpane.

Das hatte Richie auch ganz gewiss nicht vor.

»Das war ein Fehler, Lady«, zischte er. Er wollte sich an Tom vorbeidrängen, doch der Paraforce-Agent ließ seinen linken Fuß vor-

schnellen und verhakte ihn in Richies Beine. Dieser stieß einen überraschten Schrei aus, verlor den Halt und segelte zu Boden.

Der breitschultrige Schläger blieb nur einen kurzen Moment keuchend liegen. Schnaubend schoss er in die Höhe. Tom glitt vom Hocker und erwartete ihn bereits. Er hob beschwichtigend die Arme.

»Lass gut sein. Du hast dich daneben benommen und die Quittung erhalten.«

Richie atmete stoßweise. Für Tom war klar, dass eine Auseinandersetzung mit dem Burschen unausweichlich war. Blitzschnell taktierte er seinen Gegner. Seine Gedanken überschlugen sich.

Knapp eins achtzig – 99 Kilo – massige Arme – gute Reflexe – massige Taille – unter der Speckschicht kräftige Bauchmuskeln – offensichtlicher Schwachpunkt: Kehlkopf.

»Du hättest dich raushalten sollen«, grunzte Richie.

Im selben Moment feuerte er eine blitzschnelle Gerade ab, doch Tom wich beinahe lässig aus. Er stieß seine flache Hand zweimal knallhart gegen die Kehle seines Gegners. Richie gurgelte, taumelte zurück und riss mit seinem Rücken ein Bild von der Wand. Der Rahmen zerbarst beim Aufprall auf dem Boden.

Die vernähte Wunde am Arm begann zu pochen. Das Brennen lenkte Tom für einen kurzen Moment ab und so konnte sich der Gegner ungeschoren nach vorne werfen. Eine massige Faust schoss haarscharf an Toms Schläfe vorbei. Der Paraforce-Agent duckte sich und hämmerte seine eigene Rechte zwischen Richies Beine. Die Augen des Schlägers schienen aus den Höhlen quellen zu wollen, während Tom sich mit einer geschmeidigen Bewegung wieder aufrichtete.

Ein Schatten fegte von rechts heran.

Tom stiepte zur Seite. Einer von Richies Kumpanen, ein baumlanger Hüne, knallte gegen die Stelle an der Wand, an der eben noch das Bild gehangen hatte.

Carson nutzte die Gunst des Augenblicks und rammte dem Knaben die flache Hand von hinten gegen den Kopf. Das Nasenbein des Hünen brach knackend, Blut schoss hervor. Einige der Zuschauer stöhnten bei diesem Anblick.

Tom wich einem weiteren Schlag aus, bekam den Arm des dritten Richie-Anhängers zu packen. Er nutzte dessen Schwung und hebelte

den Möchtegern-Boxer aus. Der Mann wirbelte um seine eigene Achse, kollidierte mit dem Tresen und sank stöhnend in sich zusammen.

Carson begutachtete sein »Werk«. Die drei Angreifer keuchten, stöhnten und wanden sich am Boden. Er schüttelte mitleidig den Kopf. »Jungs, ihr hättet meinen Ratschlag beherzigen und die Sache auf sich beruhen lassen sollen. Aber es stimmt wohl doch: Nur aus Schaden wird man ...«

Das Wort *klug* konnte er nicht mehr aussprechen. Etwas Hartes traf seinen Hinterkopf. Eine Woge aus Schmerz, vermischt mit einem Lichtblitz, der vor Toms Augen aufflammte, riss sein Bewusstsein davon.

Es wurde pechschwarz um ihn!

Er warf einen Blick auf die Armbanduhr und hob danach den Teebeutel aus seiner Tasse. Jetzt war genau der richtige Moment, um ihn herauszunehmen. Dazu hätte es gar nicht des Blicks auf seine Rolex benötigt, er hatte es einfach im Gefühl, wann der Tee den perfekten Genuss erreicht hatte. Mit einer schon tausendfach durchgeführten Bewegung presste er den Teebeutel gegen den Rand der Tasse, ließ ihn kurz abtropfen und legte ihn dann auf den vor ihm auf dem kleinen Tisch stehenden Teller. Während er mit zwei Fingern der linken Hand ein Stück Kandis in die Tasse gab, rührte er mit dem Löffel in seiner Rechten in der dunklen Flüssigkeit.

Er sog den wohltuenden Duft tief ein.

Ali Muhammad Nuri wirkte im McNulty's wie ein Fremdkörper. Wer ihn bei seiner Tee-Zeremonie beobachtete, hätte beschwören können, dass er völlig in ihr vertieft war und nichts von der Umgebung mitbekam. Wenn ihn das nicht schon genug von den anderen abgegrenzt hätte, wären seine dunkle Hautfarbe, die ein wenig an Bronze erinnerte, und der teure Anzug weitere deutliche Merkmale des Unterschieds gewesen.

Die meisten Besucher des McNulty's unterhielten sich lautstark und kippten ein paar Bier, manche dazu noch Whisky. An den Ti-

schen hielten sich die wenigsten auf.

Entweder standen sie zusammen an der Theke, bei der Dartscheibe oder dem Billardtisch. An ihrer Kleidung, meistens Jeans und T-Shirt oder Hemd, konnte man erkennen, dass sie dem Teil der Bevölkerung angehörten, die ihr Geld mit harter, zum größten Teil handwerklicher Arbeit verdienten.

Ali wirkte vielleicht etwas fehl am Platze, aber ihm gefiel dieses Etablissement. Er genoss es, die Geräusche des Lebens um sich herum zu hören und die Gäste zu beobachten. Es war nicht so, dass er nach etwas Bestimmtem Ausschau hielt.

Hin und wieder jedoch erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Heute war es ein Mann, der schon, seit er gekommen war, trübsinnig am Tresen hing und ein Glas nach dem anderen trank. Wenn er seinen Alkoholkonsum kurz unterbrach, dann meist, um an einer Zigarette zu ziehen.

Dieser ihm fremde Mann strahlte etwas Interessantes aus. Er verkörperte zwar das genaue Gegenteil von Ali, denn schließlich trank dieser als gläubiger Bahai keinen Alkohol und rauchte auch nicht.

Der Fremde wirkte so, als würde er Geschichte besitzen. Eine Vergangenheit, die es sich anzuhören lohnen könnte. Wahrscheinlich würde es nicht dazu kommen. Ali war einfach nicht der Typ, der in Kneipen andere Menschen in ein Gespräch verwickelte. Die wenigsten wollten so etwas überhaupt führen.

Und ihn wiederum sprach ebenfalls fast nie jemand an. Und wenn doch, waren es nur selten freundliche Worte, die er zu hören bekam. Als Bahai hatte man es nicht mehr so leicht in dieser Stadt wie früher. Der 11.09.2001 hatte alles verändert. Die Stadt, die Menschen und auch sein Leben.

Der Kandis hatte sich aufgelöst und Ali nahm den Löffel aus der Tasse. Als er sie anhub und einen Schluck daraus nahm, sah er über ihren Rand hinweg zu seinem Beobachtungsobjekt. Bisher hatte er vor allem den breiten Rücken des Mannes gesehen. Jetzt konnte er ihm ins Gesicht blicken. Ali schätzte ihn ungefähr gleich alt wie sich selbst, etwa Ende dreißig.

Ein weiterer Mann hatte die Szene betreten und langte über den Tresen. Der muskulöse Typ packte nach dem Arm der Bedienung

und griff hart zu. Anscheinend sagte er auch etwas, was Ali über den Lärm im McNulty's hinweg nicht verstehen konnte. Höchstwahrscheinlich war es kein Kompliment über den Service, denn sonst hätte er nicht eine Sekunde später ihre Hand im Gesicht gespürt. Das Klatschen der Ohrfeige war so laut, dass er es sogar bis zu seinem abseitsstehenden Tisch vernommen hatte.

Er hasste Gewalt. Dennoch konnte er es nachvollziehen, wenn sich jemand verteidigte. Vor allem, wenn es eine Frau war, die sich einem Schrank von Mann gegenüber sah.

Plötzlich ging alles sehr schnell. Der Angreifer wollte sich die Frau erneut packen. Doch weit kam er in seiner Wut nicht. Er stolperte über das wie zufällig stehen gelassene Bein des Fremden, den er so aufmerksam beobachtet hatte, und fand sich auf dem Boden wieder. Keine zwei Sekunden später stand er allerdings wieder. Wenn auch nur um wiederum zwei Sekunden später nach einer fehlgeschlagenen Geraden selbst zwei Treffer zu kassieren, die ihn nach hinten warfen. Der Schläger krachte gegen die Wand und riss ein Bild herunter.

Daraus schien er nichts gelernt zu haben, denn er griff abermals an. Wieder ging sein Schlag ins Leere. Der Mann am Tresen, der den ganzen Abend getrunken hatte, zeigte keine Anzeichen von Trunkenheit.

Allerdings auch nicht von ausgewiesener sportlicher Fairness!

Die altehrwürdigen Regeln englischen Faustkampfes missachtend, landete er einen Tiefschlag zwischen den Beinen seines Gegners. Ali holte tief Luft. Das musste wehgetan haben. Direkt danach wich der Tiefschläger elegant zur Seite aus und entging so einem weiteren Angreifer. Dieser machte Bekanntschaft mit der gleichen Wand wie sein Kumpan, nicht ohne dort einen blutigen Fleck zu hinterlassen. Ein dritter Angreifer wurde durch die Luft gewirbelt.

Der vierte Gegner jedoch war einer zu viel. Er hatte sich seitlich an den wackeren Streiter herangeschlichen und holte mit einem länglichen Gegenstand aus. Alis Mund öffnete sich, er wollte den Fremden warnen, doch es war schon zu spät.

Ein Queue traf auf den Hinterkopf. Er zerbrach dabei. Holzsplitter wirbelten durch die Luft. Der tapfere Einzelkämpfer ging stöhnend zu Boden.

Ali Muhammad Nuri beschloss einzugreifen. Er trank den letzten Schluck Tee, stellte die Tasse leise ab und schob den Stuhl zurück.

»Hast wohl keine Augen im Hinterkopf, was, du Pisser?«, brüllte der vierte Angreifer.

Er ließ ein gehässiges Lachen folgen und schleuderte den lumpigen Überrest seines Queues zur Seite. »Hey, Richie! Steh schon auf! Das Schwein kaufen wir uns!«, ermunterte er seine drei Kameraden.

Mittlerweile herrschte Stille im McNulty's. Die Gespräche waren verstummt und auch das Klacken der Billardkugeln erklang nicht mehr. Nur die Musik spielte leise weiter, als wäre nichts geschehen.

Alle Augen waren gebannt auf die Kontrahenten gerichtet. Niemand wagte es, sich zu bewegen oder gar etwas zu sagen. Jeder hatte Angst, selbst in die Schusslinie zu geraten. Nur Maggie Bannon versuchte die Männer zu stoppen.

»Jungs ... hey, ihr könnt doch ...«

»Halt die Fresse, du Schlampe! Ich zeig dir gleich, was wir können«, rief Richie.

Er hatte sich unter Mühen aufgerappelt. Mit der linken Hand fasste er sich zwischen die Beine. Sein Atem ging keuchend und er humpelte mehr als er ging. Seinen beiden Freunden hinter ihm erging es ähnlich. Der eine hielt seine gebrochene Nase, aus der immer noch Blut lief, der andere umklammerte seine Schulter. Wenn er Glück hatte, war sie nicht ausgerenkt.

Vince Bannon, der vom Lärm der Auseinandersetzung angelockt worden war, schaltete sich ein.

»Hört zu, ich geb euch ein Bier aus und dann ...« Er kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Der Einzige aus Richies Gruppe, der nichts abbekommen hatte, wirbelte herum und hämmerte dem stämmigen Iren seine Faust in den Bauch.

Bannon knickte in der Leibesmitte ein, kippte gegen den Tresen und fiel dann zu Boden.

»Ich wäre dafür, dem Pisser ein hübsches Andenken zu verpassen!«, rief der einzige Unversehrte aus der kleinen Gruppe. Die bei-

den anderen lachten böse auf. Der mit der gebrochenen Nase nur kurz, denn das Lachen ließ große Blutstropfen hervorspritzen.

»Ein Andenken?« Richie grinste und holte aus seiner Hosentasche ein Springmesser hervor. »Gute Idee. Vielleicht ein schöner Schnitt durch das Gesicht. Was meinst du? Oder sollen wir lieber das Ohr ein bisschen stutzen?«

Die Klinge fuhr klackend aus dem Griff. In der Menschenmenge entstand Unruhe, aber keiner trat vor, um dem Bewusstlosen zu helfen.

Bannon wälzte sich herum.

»Nein, macht keinen Blödsinn ... ich ...«

Derjenige, der ihn niedergeschlagen hatte, stemmte seinen Fuß gegen Vincés Brustkorb und presste ihn zurück. »Maul halten und unten bleiben, Alter. Richies Idee ist grandios.«

»Wenn Sie möchten, mache ich einen anderen Vorschlag«, sagte plötzlich eine bisher unbekannte Stimme.

Ali hatte sich dem Schauplatz der Gewalt genähert. Mit ruhigen Schritten. Keiner der Männer hatte ihn bisher bemerkt und keiner der Gäste hatte es gewagt, etwas zu sagen.

Nun aber, nachdem er den Anführer mit dem Messer in der Hand angesprochen hatte, waren alle Augen auf ihn gerichtet. »Scheiße, Mann! Wer ist das denn?«

»Ein Nigger! Ein gottverdammter Nigger.«

»Ich muss Sie in der Annahme berichtigen, ich sei ein Afroamerikaner. Ich bin Perser«, sagte Ali Muhammad.

»Hä?«

»Ich komme aus dem heutigen Iran«, präzisierte er seine Aussage.

»Habt ihr das gehört?«, fragte Richie. »Ein Terrorist! Ein dämlicher Kameltreiber!«

»Ein Ziegenficker!«

Ali nahm die Beschimpfungen einfach hin. Es war keine neue für ihn dabei. All dies hatte er in den letzten zehn Jahren schon zu oft gehört. Es ließ ihn kalt. Vor allem durfte er sich jetzt nicht aus der

Ruhe bringen lassen. Er musste sich konzentrieren. Zwar hatte er ein Ass im Ärmel, aber ob es auch stechen würde, das würde er erst wissen, wenn er es ausgespielt hatte.

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen«, sagte er.

»Falsch! Ich mach dir einen Vorschlag. Du verpisst dich. Dann kommst du hier lebend raus. Oder aber ich schlitze dich auf, Moslem!«

Das letzte Wort spuckte Richie förmlich aus. Ali sparte sich die Mühe, ihm zu erklären, dass er ein Bahai war. Wer schon mit dem Wort Persien nichts anfangen konnte, wäre auch damit gnadenlos überfordert gewesen.

Stattdessen sprach Ali unbeirrt weiter. Seine Stimme bekam plötzlich einen anderen Klang.

»Mein Vorschlag lautet: Lass das Messer fallen.«

Tief sah er Richie in die Augen. Wirkte es?

»Leg es einfach auf die Theke.«

Es hörte sich an, als würde seine Stimme von überall gleichzeitig erklingen. Begleitet von hellen, fast nicht wahrnehmbaren Glöckchen und einem sanften Rauschen wie von einem wilden Bach.

»Ich ... ich ...«, stotterte Richie.

»Hey, was ist los mit dir?«, fragte der Unverletzte.

»Ich ... weiß auch nicht. Ich muss ... das Messer ...«

Ali nickte, hielt aber ununterbrochen den Augenkontakt aufrecht.

»Gut. So ist es richtig. Vertrau mir.«

Richies Arm sank langsam nieder. Die Hand mit dem Messer näherte sich dem Tresen. Sie zitterte. Es sah aus, als würde er einen inneren Kampf ausfechten. Und so war es auch. Richie begriff nicht, dass er gar keine andere Wahl mehr hatte. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Wenn er die aggressiven Gedanken bündeln wollte, entglitten sie ihm.

»Weiter«, bat Ali.

Und dann, mit einem letzten Zucken, öffneten sich Richies Finger. Kraftlos fiel der Arm an seiner Seite herab.

»Bist du übergeschnappt, Alter?«

Der andere wollte es packen, aber Vince Bannon reagierte einen Tick schneller. Mit einer blitzschnellen Bewegung stieß er seinen

Peiniger den Fuß gegen das rechte Knie. Ein kurzer Schrei drang aus dem Mund des Getroffenen. Er taumelte seitwärts weg. Vince schwang sich mit einer Geschmeidigkeit, die ihm keiner zugetraut hätte, auf die Füße und nahm das Messer an sich.

In seinem Zorn über Vincs Eingreifen und Alis Beeinflussung von Richie packte er nach der Whiskyflasche. Er griff den Flaschenhals und zerschlug sie. Die Scherben regneten auf den Mann am Boden herab.

Genau das hatte Ali befürchtet. Er wusste vorher nie, ob seine Gabe wirkte oder nicht. Jetzt blieb ihm doch nichts anders übrig, als sich zu wehren.

Sein Gegner stieß die abgebrochene Flasche nach ihm. Mit einer geschmeidigen Bewegung wich Ali der scharfen Scherbe aus. Noch im gleichen Moment ließ er seine Linke sprechen. Mit einer harten Geraden traf er das Kinn. Noch bevor dieser reagieren konnte, schickte er einen rechten Körperhaken hinterher. Zielgenau traf Ali die Lebergegend. Sein Gegenüber klappte zusammen, doch bevor er gänzlich zu Boden sinken konnte, krachten wieder zwei linke Geraden in sein schon gezeichnetes Gesicht. Ein rechter Aufwärtshaken beendete den kurzen Kampf auf eindrucksvolle Weise.

Dem bewaffneten Mann entglitt der Rest der Flasche, er verdrehte die Augen und seine Beine versagten ihm den Dienst. Sogleich lag er auf dem Boden. Kurz atmete Ali durch, dann sprach er die anderen an, die immer noch wie versteinert herumstanden.

»Ihr werdet jetzt gehen. Verlasst das Lokal und lasst euch hier nie wieder blicken.«

Ohne ein weiteres Wort setzten sich die drei in Bewegung. Ihren Kumpan ließen sie einfach liegen.

Maggie stöhnte auf und lehnte sich an ihren Mann Vince. Dieser sah Ali tief in die Augen und nickte dann.

»Danke«, sagte er.

Ali konnte die Aufrichtigkeit in diesem einen Wort hören. Er erwiderte die Geste und nickte ebenfalls.

»Bitte. Es war für mich eine Selbstverständlichkeit.«

Vince schüttelte den Kopf und wies in sein Lokal. Ali wusste, was er sagen wollte. Niemand sonst von den vielen Gästen hatte sich ge-

regt. Sie hatten Angst gehabt. Und das war auch nicht verkehrt. Schließlich hatte nicht jeder so einen Trick in der Hinterhand wie er selbst. Als Ali sich umsah, wichen die meisten seinem Blick aus.

Nach und nach vertieften sich alle wieder in ihre Gespräche und auch vom Billardtisch war das altbekannte Geräusch der Kugeln zu hören. Das war eben New York. Eine Schlägerei war hier etwas Alltägliches.

»Scheiße, Tom!«, rief Maggie plötzlich.

Das musste der Name des Mannes sein, der niedergeschlagen worden war. Maggie beugte sich über den Tresen und sah auf ihn herab. »Hey, Carson? Lebst du noch?«

Ein Stöhnen antwortete ihr, dicht gefolgt von einem nicht jugendfreien Fluch. Plötzlich setzte sich Carson hektisch auf und fasste sich an den Kopf. Wahrscheinlich war die Bewegung zu schnell gewesen.

»Verdammter Dreck! Wo ist er?«

»Wo ist wer?«, fragte Vince.

»Der 18-Tonner, der mich überfahren hat.«

Vince und Maggie lachten. Offensichtlich werteten sie diese Antwort als gutes Zeichen. Tom Carson schien auf dem Weg der Besserung zu sein. Ali trat neben sie und streckte seine Hand aus.

»Darf ich Ihnen aufhelfen?«

Die Blicke der beiden Männer trafen sich. Für einen langen Moment sahen sie sich an. Und Ali Muhammad Nuri überkam das Gefühl, dass dieser Abend erst der Anfang von etwas sehr viel Größerem war. Etwas, das er im Moment nicht einmal im Ansatz überblicken konnte.

Tom ergriff die dargebotene Hand und ließ sich hochziehen.

»Geht es Ihnen gut, Mr. Carson?«, fragte er.

»Ja, ist schon okay. Aber eines merk dir, ja?«

Ali hob fast unmerklich die Augenbraue.

»Ich bin Tom. Mr. Carson nennt mich nur mein Steuerberater und den nenne ich am liebsten geldgeiler Drecksack.«

Carson grinste. Ali nickte.

»Wie Sie möchten, Tom. Ali Muhammad Nuri.«

»Was?«

»Mein Name. Ali Muhammad Nuri.«

Vince Bannon lachte. Sowohl Ali als auch Tom sahen den Wirt an.

»Was ist so komisch?«

»Na, der Name. Das passt hier doch absolut. Quasi wie die Faust aufs Auge.«

»Warum das?«, fragte Maggie.

»Na, der Boxer!«, antwortete Vince. Er tat so, als würde er gegen einen unsichtbaren Gegner fighten.

»Ich muss Sie berichtigen. Sein Name war Muhammad Ali.«

»Ja, schon klar, Mann. Ich mag es übrigens auch nicht so förmlich. Ich bin Vince.«

»Und ich Maggie.«

Normalerweise war es nicht Alis Art, im Umgang mit Fremden so wenig förmlich zu sein, aber er wusste, dass er keine Chance hatte abzulehnen.

»Okay. Ich bin Ali.«

»Der Boxer.«

Ali lächelte. Tatsächlich war er in dieser Sportart nicht schlecht. Eines seiner vielen Talente.

»Jungs, ich geb einen aus«, sagte Vince. »Was wollt ihr trinken?«

»Bushmill natürlich. Und zwei große Ale«, antwortete Tom.

»Ginger Ale«, verbesserte Ali schnell.

»Was?« Tom Carson starrte ihn an, als wäre er vom Mars und hätte gerade erklärt, dass die Großmutter des Präsidenten drei goldene Haare am Sack hat. Auch wenn er so eine Ausdrucksweise nie gebraucht hätte.

»Ginger Ale? Was soll das denn sein?«

»Ingwerlimonade«, half Maggie weiter.

»Was?«, wiederholte Tom sich.

»Ich bin gläubiger Bahai und trinke keinen Alkohol.«

Tom Carson musterte ihn mit großen Augen, dann zuckte er mit den Schultern. »Okay, jeder, wie er will. Bleibt mehr für mich übrig. Ich hab ja gerade schon gesehen, dass du Tee trinkst. Ich dachte, dass da ein Schuss Rum drin ist. Bring uns das Bier und das ... Ginger Ale zu dem Tisch da drüben, ja Maggie?«

»Klar.«

Tom wies auf Alis Tisch und gemeinsam begaben sie sich dorthin.

Sie nahmen Platz.

»Danke, Mann«, sagte Tom.

»War doch selbstverständlich.«

Tom Carson verdrehte die Augen. »Ach ja? Das dürften 99 Prozent der Leute hier anders sehen. Die sind froh, wenn sie ihren Arsch aus allem raushalten können.«

»Es ist nicht verkehrt, Angst zu haben«, erklärte Ali.

»Du hattest scheinbar keine.«

»Das ist falsch. Natürlich hatte ich welche.«

Tom schüttelte den Kopf. Er rieb sich seinen Nacken, und als er die Hand zurückzog, erkannte Ali Blut an den Fingern.

»Alles okay? Sollten wir nicht lieber einen Arzt rufen oder vielleicht ...?«

Tom winkte schnell ab, holte ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und presste es gegen seinen Nacken. »Was einen nicht umbringt, macht einen härter. Keine Sorge, das war nicht das erste Mal, dass ich im Infight den Kürzeren gezogen habe. Und manches Mal ging es für mich unangenehmer aus als heute. Kannst du mir glauben, Ali.«

Für einen Moment schwiegen die beiden Männer.

»Du jedenfalls hast eingegriffen. Also bist du eigentlich der Mutigste von allen.«

»Was ist Mut? Das Risiko, eine Sicherheit für eine Gefahr zu opfern, oder das Vertrauen darauf, dass eine mit Besonnenheit gewonnene Erkenntnis im richtigen Moment zu sehen, was nötig ist, sich als wahr entpuppt?«

Tom blickte Ali an, als habe er gerade chinesisch mit ihm gesprochen. Ein amüsiertes Lächeln kroch in die Mundwinkel des Persers.

»Scheiße, das ist mir zu hoch.«

Maggie unterbrach den philosophischen Tiefgang. Sie brachte die Getränke.

Tom bedankte sich, hob sein Bier und prostete Ali zu.

»Auf dein Wohl«, sagte er lächelnd.

»Und das deine«, erwiderte Ali.

Beide tranken.

Wieder entstand ein kurzer Moment der Stille. Es kam Ali so vor,

als könnten sie sich in diesem Moment alles sagen, aber niemand traute sich den Anfang zu machen.

»Bist du öfters hier?«, fragte Tom.

»Nicht sehr oft.«

»Dachte ich mir. Ich hab dich hier noch nie gesehen. Generell habe ich hier noch nie jemanden gesehen, der Tee trinkt. Was ist das für einer?«

»Ein importierter Darjeeling. Ein First Flush.«

»Nie gehört. Ich kenn nur einen Royal Flush.«

»Das ist etwas anderes.«

»Ist mir schon klar. Ich wusste nur nicht, dass Vince überhaupt Tee auf der Karte hat.«

»Hat er auch nicht.«

Tom stutzte. Er wirkte so verwirrt, dass Ali ein weiteres Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Willst du mich verarschen?«

»Nichts läge mir ferner.«

»Und was trinkt du dann da?«

»Einen importierten Darjeeling. Ein First Flush. Genauer ein SFTGFOP1«, buchstabierte er.

»Was zur Hölle?«, schnappte Tom.

»Special Finest Tippy Golden Flowery Orange Pekoe 1«, erklärte Ali in der langen Version.

»Okay, was auch immer. Und wieso bekommst du ihn hier, wenn er nicht im Angebot ist?«

»Ich bringe ihn selber mit.«

Wieder sah Tom Carson Ali Muhammad Nuri so an, als wäre er ein Außerirdischer.

»Warum?«

»Ich trinke meinen Tee gerne hier. Der Laden hat Ausstrahlung und Geschmack. Er verbindet die Geschichte des alten Europa mit dem Traum der neuen Welt.«

»Du bist echt der komischste Freak, der mir bisher begegnet ist.« Tom lächelte. »Aber auf keinen Fall unsympathisch.«

In den nächsten zwei Stunden sprachen die Männer über dies und das. Über Gott und die Welt. Sie gingen erst, als Vince die Kneipe

schloss. Vor der Tür verabschiedeten sie sich.

»Es hat mich gefreut, deine Bekanntschaft gemacht zu haben«, sagte Ali.

»Mich auch, Ali, mich auch.«

»Wenn Gott es will, werden sich unsere Wege wieder kreuzen.«

»Komm einfach öfter mal hier hin und trink deinen Orange PekSF1Q-irgendwas.«

Die beiden Männer lachten, schüttelten sich die Hand und gingen getrennten Weges.



2. Kapitel

Der Umweg!

Kadesti, ca. 70 nordöstlich von Baja Maré, Rumänien

Obwohl der Winter offiziell bereits vergangen war, hing sein düsteres Erbe nach wie vor über den Hängen der Karpaten. In weiten Teilen Europas hatte der Frühling nach langem Zaudern endlich Einzug gehalten, doch über Kadesti lagen immer noch Kälte, Nässe und sogar der Geruch von Schnee.

Vasile Georghe blickte misstrauisch zum Himmel empor. Die über ihm hängende sternenlose Schwärze erschien ihm wie ein stummes Versprechen für die nächsten Tage.

»Ich glaube, Gevatter Frost ist noch längst nicht fertig mit uns«, meinte Bogdan Matei, Vasiles Chef.

Sie standen vor der geschlossenen Tür, die ins Innere von Bogdans kleiner Kfz-Werkstatt führte, und rauchten zusammen eine Feierabendzigarette. Ein kalter Windstoß riss Vasile den blaugrauen Rauch von den Lippen, ehe er antworten konnte.

»Ich schätze mal, du hast recht. Wenn wir Pech haben, schneit's sogar wieder.«

Bogdan lachte und es klang in Vasiles Ohren verdächtig nach einem Anlasser, der falsch eingestellt worden war. »Mein Schwager in Bukarest hat mich letzte Woche angerufen. Er beschwerte sich, dass es mittlerweile wieder viel zu warm ist und er beim Malochen oft ins Schwitzen gerät.«

Vasile schüttelte nur den Kopf. Er nahm einen letzten Zug, ehe er die Reste seines Glimmstängels auf den Boden warf und mit dem Arbeitsschuh austrat. »Diese Sorgen möchte ich mal haben. Wir frieren

uns hier bis Mitte des Jahres den Arsch ab und im Süden schwitzen sie sich halbwegs zu Tode und werden durch Mücken- und Zeckenbisse krank.«

»Wem sagst du das? Du solltest dich jetzt auf den Weg machen. Sonja wird sich sorgen. Tut mir leid, dass es heute so spät wurde, aber der alte Grilescu hat arg darauf gedrängt, dass wir seine Karre wieder flott bekommen.«

Vasile winkte ab. Ihn verband mehr als nur ein reines Arbeitsverhältnis mit Bogdan. Schon als kleiner Junge war er in der Werkstatt des ständig verschmitzt wirkenden Mechanikermeisters so gut wie Zuhause gewesen. Bereits mit sechs Jahren hatte Vasile Bogdan beim Auswechseln von Zündkerzen geholfen, und noch bevor er fünfzehn geworden war, war ihm eine feste Anstellung beim väterlichen Freund sicher gewesen.

»Ist schon in Ordnung. Ich hatte heute Mittag bereits so ein Gefühl und Sonja deswegen vorgewarnt, dass es heute später werden könnte. Sie ist also nicht ganz unvorbereitet.«

Bogdan schlug Vasile so kräftig auf die Schulter, dass dieser befürchtete, er hätte es jetzt endgültig geschafft und ihm das Schlüsselbein gebrochen.

»Nicht immer so fest, alter Mann. Irgendwann klappe ich noch zusammen und stehe nicht mehr auf. Und wer soll dir dann in der Werkstatt helfen?«

In Bogdans Augen blitzte es. »Alter Mann? Ich glaube, ich habe mich verhört, oder? Komm mit zum Armdrücken, dann zeige ich dir, was ein alter Mann ist.«

Vasile lachte. Er wusste sehr genau, dass Bogdan trotz seiner mittlerweile 63 Lenze immer noch über Bärenkräfte verfügte. »Übernimm dich nicht. Ich habe nämlich keine Ahnung, wie man Herzschrittmacher und Gelenkprothesen herstellt.«

Bogdan holte im Scherz zu einer Ohrfeige aus. »Mach endlich, dass du wegkommst.«

Beide lachten und Vasile wich – sich scheinbar fürchtend – vor der Drohgebärde zurück.

»Nicht so doll. Bis morgen dann.«

»Ist schon recht. Aber vor neun will ich dich nicht sehen. Lass dir

Zeit.«

Bogdan winkte noch einmal, drehte sich um und verschwand durch die eiserne Tür im Inneren der Werkstatt, von wo aus er in seine kleine Wohnung im ersten Stock gelangen konnte.

Vasile empfand Mitleid mit seinem Chef. Der herzengute Mann hatte seine Frau Iona vor drei Jahren durch eine schwere Krebserkrankung verloren. Er lebte eigentlich nur noch für die Arbeit und die damit verbundenen Kontakte zu Vasile und seinen Kunden.

Abends aber zog er sich zurück und ließ sich kaum noch im Dorf sehen. Wahrscheinlich schwelgte er in seinen Erinnerungen. Vasile hatte auch den Verdacht, dass Bogdan bei diesen Gelegenheiten oft dem Alkohol zusprach. Er fasste den Entschluss, seinen Chef in den nächsten Tagen zum Abendessen einzuladen. Vielleicht brachte ihn etwas Geselligkeit auf andere Gedanken.

Vasile wandte sich um, steckte die Hände in die Manteltaschen und stemmte sich dem eisigen Wind entgegen. Den direkten Weg nach Hause wollte Vasile an diesem Abend nicht nehmen. Ihm stand der Sinn nach frischer Luft und etwas Bewegung. Er hatte heute so intensiv am Wagen des alten Grilescu herumgeschraubt, dass es ihm zwischenzeitlich schon ganz normal vorgekommen war, gebeugt dazustehen und sich nicht aufrichten zu können.

Der junge Mechaniker bog auf jenen Pfad ein, der im weiten Bogen um Kadesti herumführte. Er stellte einen Umweg dar und bot Vasile die nötige Gelegenheit, die Lunge und das Hirn durchzulüften. Trotzdem würde er nicht zu lange brauchen, um nach Hause zu gelangen.

Schon nach wenigen Schritten erreichte Vasile die Stelle, an der die letzte noch funktionstüchtige Laterne ihren spärlichen Schein aussandte.

Ohne zu zögern, verließ er diese letzte Insel aus Licht und tauchte in die Finsternis ein, von der die alten Weiber oft berichtet hatten, sie wäre ein Raubtier, welches Kadesti wie seine Beute belagerte.

Immer noch drehten sich Vasiles Gedanken um Bogdan, dessen Einsamkeit und die Überlegungen, wie es ihm vielleicht gelingen könnte, wieder ein wenig mehr Freude und Abwechslung in das Leben seines Chefs zu bringen.

Natürlich war Bogdan erwachsen und konnte selbst darüber entscheiden, wie er sein Leben verbringen wollte, aber Vasile war fest entschlossen, sich in Zukunft etwas mehr Zeit für seinen Chef und väterlichen Freund zu nehmen.

Irgendwann blieb er stehen und blickte in die Dunkelheit hinaus. Vor ihm lag eines der Felder des alten Grilescu. Sein Blick reichte bei der schwachen Beleuchtung, die an dieser Stelle herrschte, nicht einmal bis zur Mitte des Feldes. Was dahinter lag, war von tiefer Schwärze verborgen.

Vasile war in Kadesti aufgewachsen und hatte immer hier gelebt, abgesehen von fünf Jahren, in denen er beim Militär gewesen war.

Der Ort und seine Umgebung, vor allem das ausgedehnte Waldgebiet, das Kadesti von Osten und Norden her umgab, waren ihm nur allzu vertraut.

Trotzdem überkam ihn in diesem Moment ein Schauer, der nichts mit dem schneidenden Wind zu tun hatte, welcher eisig durch den dicken Stoff seines Mantels fuhr.

Irgendwo vor ihm, jenseits seiner Sichtweite, lagen die Ausläufer des Gebirges. Direkt daran grenzte ein kleines Tal, das von hohen Nadelbäumen erfüllt war und durch das eine einzelne schmale Straße in Richtung Grenze führte.

Obwohl die Straße verhältnismäßig gut ausgebaut war und wesentlich schneller durch diesen Abschnitt der Karpaten führte, wurde sie bereits seit über 70 Jahren nicht mehr benutzt. Die Menschen in Kadesti und den umliegenden Dörfern fürchteten sich davor und machten um das Gebiet einen weiten Bogen. Noch heute munkelten die Älteren im Dorf, dass sich dort schreckliche und unheimliche Dinge abgespielt hätten.

Die alte Mascha hatte vor einigen Tagen allerdings behauptet, sie hätte ein Auto gesehen, das direkt an Kadesti vorbei in Richtung des Tals gefahren sei. Niemand hatte der redseligen Alten so recht glauben wollen. Sie habe sich das alles nur eingebildet, wurde seitdem im Dorf behauptet. Mit 86 Jahren konnte es schon vorkommen, dass man Dinge sah, die gar nicht da waren.

Vasile war weder furchtsam noch abergläubisch, aber selbst ihm wäre es nie in den Sinn gekommen, sich in jenes Tal zu begeben.

Und deshalb glaubte er der alten Mascha auch nicht.

»Schon merkwürdig«, murmelte er.

Er kramte in seinen Manteltaschen herum und suchte seine Zigaretten. Bevor er nach Hause ging, wollte er noch eine letzte Zigarette rauchen. Sonja hatte ihre Wohnung nach der Geburt Janoschs zur rauchfreien Zone erklärt, was auch völlig in Ordnung war.

»Wo sind denn diese Scheißdinger?«, schimpfte er, als er nicht sofort fündig wurde.

Seine klammen Finger stießen endlich auf das silberne Etui, das seine Frau ihm im letzten Jahr zum Geburtstag geschenkt hatte. Vasile grinste zufrieden, öffnete es und zog einen der Sargnägel hervor. Sein Blick wanderte wieder in die Dunkelheit.

Plötzlich erstarrte er mitten in der Bewegung.

Im Dunkel jenseits des Feldes vermeinte Vasile eine huschende, blitzschnelle Bewegung wahrgenommen zu haben. Er kniff die Lider stärker zusammen in der Hoffnung, so deutlicher sehen zu können. Die Bewegung wiederholte sich nicht.

»Du brauchst dringend Schlaf, Vasile. Du fängst schon an Trugbilder zu ...«

Weiter kam Vasile nicht.

Blitzartig schloss sich etwas kraftvoll um seinen rechten Fußknöchel. Er konnte zwar den Mund noch aufreißen, doch wollte sich kein Schrei daraus lösen. Ein harter Ruck schleuderte ihn zurück. Vasile schlug mit dem Kopf auf dem hart gefrorenen Boden auf. Funken blitzten vor seinen Augen und er spürte, wie eine mörderische Kraft an ihm zerrte. Sein Körper wurde herumgeschleudert und er kam auf dem Bauch zu liegen. Ein glühendes Messer schien durch seine Eingeweide zu stechen.

Vasile ächzte leise, schmeckte Blut auf seiner Zunge und wollte es ausspucken, doch dazu kam er nicht.

Das, was seinen Knöchel umfasste hielt, riss erneut an ihm. Dieses Mal noch stärker und andauernder als zuvor. Ein gnadenloser Schmerz füllte ihn aus. Panik fuhr durch seine Glieder.

Vasile versuchte, sich an irgendetwas festzuklammern. Seine Finger glitten über Gras, feuchten Sand und kleine Steine ... und rutschten an einer aus dem Boden ragenden Baumwurzel ab.

Der verzweifelte Mann würgte und spie seine Panik mit einer sämigen Speichel-Erde-Mischung aus.

Ein peitschender Laut erklang und rollte drohend über das Feld des alten Grilescu und dann ...

... wurde es wieder still.

Still und verlassen!



3. Kapitel

Ein Arbeitstag, wie jeder andere ...?

New York City/UN-Hauptquartier, Untergeschoss

Tom verzog sein Gesicht und presste die Kiefer fest aufeinander. Ein kurzer, aber heftiger Schmerz stach durch seinen Hinterkopf und wanderte in Richtung Stirn.

»Oh Verzeihung, aber ich sagte Ihnen ja, dass das Klammern der Wunde wehtun wird. Sie hätten nicht partout auf eine lokale Betäubung verzichten sollen.« Derjenige, der diese Worte sagte, richtete sich hinter Tom auf und ließ einige Gerätschaften geräuschvoll auf einen kleinen metallenen Beistelltisch fallen.

Der Paraforce-Agent hatte sich früher als gewohnt im Hauptquartier eingefunden, saß nun auf der Kante einer schmalen Behandlungsliege und ließ sich von Professor Rajiv Singh versorgen.

»Ist schon in Ordnung, Doc. Ich habe Schlimmeres durchgemacht. Wahrscheinlich bin ich heute einfach nicht so richtig in Form, sonst hätte ich bestimmt besser durchgehalten.«

Rajiv Singh beugte sich vor und nahm seine Arbeit wieder auf. »Das mit dem ›Schlimmeren‹ glaube ich Ihnen unbesehen. Der narbentechnischen Topografie Ihres Oberkörpers nach zu urteilen, sind Sie mehr als einmal nur ganz knapp mit dem Leben davon gekommen.«

Der Inder hatte wohl mit einer Mischung aus Professionalität und Besorgnis die Verläufe der vielen Narben betrachtet, die ein unregelmäßiges Muster auf den Körper des Agenten zeichneten.

Tom drehte den Kopf und sandte einen fragenden Blick in Richtung des Arztes.

»War's das? Bin ich fertig?«

Singh nickte stumm, trat vor das Waschbecken und wusch sich die Hände. »Ich kann Ihnen ein paar Schmerztabletten verschreiben.«

»Keine Tabletten.«

Singh trocknete die Hände ab. »Ich weiß, dass Sie Tabletten verab-scheuen, Tom. Aber Sie müssen diese Schmerzen nicht erdulden. Es geht auch ohne. Und die Tabletten werden Ihre Wachsamkeit und Reaktionsschnelligkeit in keiner Weise beeinträchtigen. Versprochen!«

Tom grinste, als er die letzten Knöpfe seines Hemdes schloss. »Doc, Sie wissen, dass ich Sie sehr schätze. Ich gehe sogar soweit, dass ich Ihnen vertraue, aber ich lehne Tabletten und irgendwelche Schmerzmittelchen ab. Wenn ich nicht mehr in der Lage bin, darüber selber zu entscheiden, mag man mir eintrichern, was immer gerade so vorrätig ist. Aber solange ich es selbst in der Hand habe, verzichte ich darauf.«

Singh hob in einer Geste der Ergebenheit die rechte Hand. »In Ordnung. Ich kenne Sie ja mittlerweile gut genug, aber ich musste es wenigstens versuchen. Ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel.«

Tom schlüpfte in sein Jackett und steckte die Krawatte in die rechte Außentasche. »Aber klar doch, Doc. Sie machen ja auch nur Ihren Job, oder besser, Sie versuchen, Ihren Job zu machen. Nur ist das bei mir nicht ganz so leicht.«

Singh hockte sich an seinen Schreibtisch und ließ seine Finger flink über die Tastatur seines Computers huschen. Wahrscheinlich gab er Toms gegenwärtigen medizinischen Status ein.

»Ich habe selten einen Burschen gesehen, der so viel einstecken kann wie Sie. Jeder andere hätte nach diesem Niederschlag zumindest eine mittelschwere Gehirnerschütterung und würde sich für Stunden oder sogar Tage die Seele aus dem Leib erbrechen.«

»Abgesehen von den Kopfschmerzen geht es mir wirklich gut, Doc. Ich lüge Sie nicht an. Außerdem sollten Sie sich angewöhnen ›aus dem Leib zu kotzen‹ zu sagen. Das klingt nicht so spießbürgerlich.«

Der Arzt hielt einen Moment im Tippen inne und musterte Tom abermals intensiv.

»Lassen wir mein mangelndes Verständnis für die Umgangssprache mal beiseite. Was mich beschäftigt, ist der Umstand, wie es möglich ist, dass ein normaler Mensch über eine solche Konstitution verfügt.«

Tom zuckte mit den Schultern, zog sich einen rollbaren Hocker heran und nahm gegenüber von Singh Platz. »Das fragen Sie mich? Sie sind doch der Wissenschaftler. Seit ich bei Paraforce angefangen habe, haben Sie mich doch regelmäßig gepeikt, gespritzt, bestrahlt, durchleuchtet, abgetastet, abgehört, auf den Kopf gestellt und mein Innerstes nach außen gewendet. Und vergessen wir nicht die letzte ›Mittelfinger-Hafenrundfahrt‹, die Sie *sehr* gründlich ausgeführt haben. Wenn jemand etwas über meine eigentümliche Konstitution wissen sollte, dann doch wohl Sie.«

Einen Moment lang waren lediglich das Summen einer im hinteren Teil des Raumes arbeitenden Zentrifuge und das Ticken der großen Uhr über der Eingangstür zu hören.

»Aber ich habe keine Antwort darauf.«

Tom klatschte in die Hände und deutete dann auf Singh. »Eben, und das hilft mir nicht weiter.«

»Sie meinen wegen Ihrer Gedächtnislücke?«

Der Agent lachte kurz auf. »Ganz ehrlich, ein Verlust aller Erinnerungen über einen Zeitraum von acht Jahren nennen Sie immer noch eine Lücke? Für mich ist es eine Art von Grand Canyon, auf dessen unauslotbarem Grund alles liegt, was ich in dieser Zeit erlebt und durchgemacht habe.«

Singhs Augenbrauen ruckten in Richtung Haaransatz. »Das haben Sie aber wirklich sehr schön formuliert.«

»Ich habe einen Freund, der irischer Abstammung ist. Der hat mich im Verfassen solcher Umschreibungen unterwiesen.«

»Dann richten Sie ihm mal schöne Grüße aus. Vielleicht hat er ja Lust, im nächsten Jahr eine Ansprache zu verfassen, die ich bei der goldenen Hochzeit meiner Eltern vortragen kann.«

»Ich werd's bei Gelegenheit ausrichten, obwohl ich glaube, dass Sie damit schlecht beraten wären. Seine Reime sind schrecklich!« Tom schielte zur Uhr empor. Es wurde Zeit für das Treffen mit Baptiste und Blackstone.

»Tja, so sehr ich die kleinen erbaulichen Gespräche mit Ihnen auch genieße, muss ich mich jetzt doch auf den Weg machen.«

Singh nickte. »Okay, versuchen Sie in den nächsten Tagen Stress zu meiden und schonen Sie sich bei jeder Gelegenheit. Ich würde Sie ja gerne innendienstkrank schreiben ...«

»Unterstehen Sie sich, sonst revanchiere ich mich bei Ihnen eigenhändig für die Prostatauntersuchung, klar?«

Singh verstand den scherzhaften Wink und entließ Tom mit einem kurzen Nicken.

Auf dem Weg in sein Büro tastete der Paraforce-Agent kurz seinen Hinterkopf ab und fühlte die zwei Klammern, die Singh dort angebracht hatte.

»Du bist spät dran Tommyboy«, erklang eine zischende Stimme aus dem kleinen Büro-Kubus, den Tom in den kurzen Zeiträumen zwischen den Einsätzen für Innendienstarbeiten und Papierkrieg nutzte. Das Erste, was Tom von der Absenderin dieser Worte sah, waren zwei pechschwarze Plateau-Stiefel, die übereinandergekreuzt auf der Platte seines Schreibtischs lagen.

Die Besitzerin der Beine drehte diese zur Seite und gab den Blick frei auf ein bleichgeschminktes Gesicht, das mit schwarzem und blutrotem Make-up verziert war.

»Ich mag es nicht, wenn Männer mich warten lassen. Wir hatten uns doch schon vor einer halben Stunde treffen wollen, um den Abschlussbericht noch einmal durchzugehen.«

Cecilia Huffman, von Tom kurz und bündig »Huffs« genannt, schwang ihre langen Beine vom Schreibtisch, richtete sich im orthopädisch ausgeformten Sessel auf und verzog ihre schwarz geschminkten Lippen zu einem Flunsch.

»Sorry Huffs, aber ich hatte heute Morgen wirklich Probleme aus dem Bett zu kommen. Und dann musste ich noch kurz zum Doc.«

Huffs Schnute löste sich auf. Stattdessen tasteten ihn ihre dunklen Pupillen aufmerksam ab, gerade so, als wären sie Scanner an Bord eines futuristischen Raumschiffs. »Du hast dich wieder geprügel, oder?«

Tom atmete tief durch. Was nun kam, war nichts Neues für ihn. Huffs war vielleicht eine praktizierende Anhängerin des Gothik-

Kults und somit alles andere als konservativ, aber im Umgang mit Menschen, die ihr nahestanden, kam bei ihr oft eine Art von altmodischem Mutterinstinkt zum Vorschein.

»Es ist nicht so dramatisch«, versuchte er noch zu beschwichtigen.

»Und warum warst du dann bei Singh? Du bist hart im Nehmen und rennst nur dann zum Arzt, wenn es ...« Ein durchdringender Summton erklang. Er ging vom Terminal auf dem Schreibtisch des Agenten aus und unterbrach Huffs' Tirade.

»Wir müssen los. Baptiste wartet ungerne.« Toms Stimme klang beinahe erleichtert.

»Moment, so einfach kommst du mir nicht davon.«

Huffs eilte Tom, der das Büro bereits verlassen hatte, mit weiten Schritten hinterher. Die dicken Sohlen ihrer Stiefel bremsen sie dabei kaum ab. »Du kommst nach knapp drei Wochen aus Haiti zurück und hast dort unter Aufbietung all deiner Kräfte diesen Totenkult gesprengt. Die wollten sogar schon Verwandte des Premierministers ...«

Tom blieb so abrupt stehen, dass Huffs beinahe gegen ihn prallte. Er drehte sich um und hielt ihr den erhobenen Zeigefinger entgegen. »Spar dir dieses Gerede für Baptiste. Den interessiert das alles viel mehr als mich. Vielleicht hast du's ja vergessen, aber ich war dabei.«

Er konnte es sich nicht erklären, aber Zorn wallte in ihm auf.

»*Ich* habe ihre Opfer gesehen. Zum großen Teil verwesene Leichen ... aufgespießt auf riesigen Pfählen ... Männer, Frauen und Kinder. *Ich* habe mit ihnen gekämpft. Mit den menschlichen Anhängern wie mit den Untoten, die LaGrange mir entgegengeschickt hat. *Ich* habe diese armen Schweine angezündet, erschossen und enthauptet. *Ich* habe mich tagelang durch den Dschungel geschlichen, um die alte Kultstätte zu finden und den Anhängern aufzulauern. Und *ich* habe Seite an Seite mit Morales, Frontier, Sallâs und Cîñas gekämpft und bin letztlich beinahe in LaGranges Blutkessel gestürzt.«

Huffs wich einen Schritt zurück, als Toms Stimme zu einem heiseren Zischen wurde. »Also erzähl mir nichts und belehr mich nicht. Ich schätze dich sehr, Huffs, aber das habe ich wirklich nicht nötig. Verstanden?« Er richtete sich auf. Nur ganz langsam verrauchte der Zorn in ihm. Tom wurde klar, dass es hier die Falsche traf. Er war

nicht auf Huffs wütend. Nicht einmal auf Blackstone.

Ihm waren die Umstände, die ihn dazu zwangen, für die Paraforce zu arbeiten, zuwider und er war mehr oder weniger auf sich selbst wütend.

Tom holte tief Luft. »Es ... es tut mir leid, Huffs. Ich ...«

Ihre schlanke Hand legte sich auf Toms Unterarm. »Schon in Ordnung, Partner. Du hast einiges durchgemacht und dann komme ich daher und quake dich voll.«

Sie schenkte ihm ein ehrliches Lächeln.

»Komm! Aufbruch in die Höhle des Löwen.«

Tom erwiderte das Lächeln.

»Aye, aye, Madam!«

»Sie verstehen nicht, warum ich mich aufrege?« James Elwood Blackstones Stimme dröhnte durch das großzügig bemessene und geschmackvoll ausgestattete Büro Jacques Baptistes.

Tom verschränkte seine Arme vor der Brust. Er vermittelte so, dass er wenig beeindruckt war.

»Nein, ich verstehe es nicht. LaGrange ist tot. Seine Anhängerschaft ist ausgeschaltet – die meisten ebenfalls tot. Der Rest von denen in einem stinkenden haitianischen Gefängnis. Der Totenkult ist zerschlagen. Was wollen Sie eigentlich? Der Auftrag ist zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt worden.«

»Zur vollsten Zufriedenheit?« Blackstone schnappte erbost nach Luft. Seine spitzzulaufende Nase erzitterte unter der schäumenden Wut, die sich in ihm ausbreitete, und Tom stellte sich darauf ein, dass diese in der nächsten Sekunde wie eine tosende Welle über ihn hinwegjagte.

»Mich würde wirklich interessieren, was Sie unter ›vollster Zufriedenheit‹ verstehen, Mr. Carson. Sie haben den Auftrag vielleicht erfolgreich abgeschlossen, aber die Mittel, die sie einsetzten, waren absolut regel-, ja sogar schon gesetzeswidrig. Die United Nations International Paranormal Activity Force greift nicht auf solche ... solche ...«

»... Maßnahmen?«, versuchte es Huffs, erntete aber nur einen zornigen Blick Blackstones.

»... Illegalitäten zurück! Es kann nicht angehen, dass Sie einfach so irgendwelche Söldner rekrutieren.«

Tom zuckte mit den Schultern. »Nun, ich stand allein da. In Port-de-Paix gab es nur einige schlecht ausgebildete Polizisten. Mehr als die Hälfte von ihnen wurden durch LaGrange geschmiert. Alleine konnte ich gegen den gesamten Totenkult nichts unternehmen. Das wäre reiner Selbstmord gewesen.«

Blackstone richtete sich zu seiner vollen Größe auf. »Und warum haben Sie nicht über die offiziellen Kanäle Verstärkung gerufen?«

»Weil irgendjemand, der auf LaGranges Gehaltsliste stand, eventuell davon Wind bekommen hätte. Dieser Jemand hätte LaGrange gewarnt und danach wäre es mir mit Sicherheit unmöglich gewesen, ihn auszuschalten. Dieser Drecksack hätte sich einfach zurückgezogen und ruhig verhalten. Später wäre er aus seinem Versteck gekrochen und hätte wieder von vorne angefangen. Und dann vielleicht sogar noch viel schlimmer als vorher.«

»Ich höre in Ihrer Begründung sehr viele unausgesprochene ›Vielleichts‹, Mr. Carson.«

»Richtig, wie in den meisten Ihrer Vorträge über Völker- und internationales Recht.«

Blackstone atmete tief durch und presste seine Lippen fest aufeinander.

Tom gab sich nicht der Hoffnung hin, dass der stocksteife Engländer mit seiner verbalen Inquisition am Ende war. Er blickte zu Jacques Baptiste, der hinter seinem Schreibtisch saß und sich bislang zu keinem Kommentar hatte hinreißen lassen.

»Sie haben Söldner eingestellt. Leute, über die wir hier nichts wissen und deren Hintergrund uns nicht bekannt ist. Es könnten allesamt Verbrecher sein.«

Carson konnte nur mühsam ein Lächeln unterdrücken, denn mit dieser Äußerung hatte Blackstone ausnahmsweise recht. Sie alle – Morales, Frontier, Sallás und Ciñas – waren Halunken und Halsabschneider, die an verschiedenen Orten der Welt schon sehr, sehr schändliche Dinge getan hatten.

»Ich kenne jeden einzelnen dieser Männer und bürge – natürlich nachträglich – für ihre absolute Seriosität.«

Blackstone schüttelte den Kopf. »So leicht kommen Sie mir nicht davon. Sie haben jedem dieser Männer 10.000 US-Dollar bezahlt. Das Geld stammt aus den Mitteln der UNIPAF. Und damit nicht genug. Sie haben die Männer auch noch mit Waffen ausgerüstet.«

Nun wurde es Tom allmählich doch zu bunt. Er fühlte den alten Groll, den er in Gegenwart von Blackstone immer unter Kontrolle zu halten versuchte, heiß in sich auflodern. Er schluckte eine allzu bissige Bemerkung herunter und antwortete im saloppen Tonfall. »Nun, die Männer konnten schlecht unbewaffnet gegen circa fünfzig Totenkultanhänger vorgehen.«

»Sie haben Ihnen hochmoderne CAR-15 Infanteriekarabiner gekauft. Das Stück zu über 1.000 US-Dollar.«

»Gute Waffen sind halt nicht billig.«

Blackstone kollabierte beinahe vor Wut. »Sie haben die Waffen bei einem höchst dubiosen Händler in Port-au-prince erworben. Einem Mann, der mit internationalem Haftbefehl gesucht wird. Und wieder haben Sie Geld von unserer Organisation verwendet. Wie meinen Sie denn, wird das wirken, sollten diese Tatsachen jemals an die Öffentlichkeit gelangen?«

Tom schob seinen Unterkiefer trotzig vor. Jetzt reichte es ihm. Er holte tief Luft. »Das ist mir, ehrlich gestanden, scheißegal. Und wenn ich sage scheißegal, dann meine ich auch scheißegal. Für Sie mag ja die Welt zusammenbrechen, wenn Ihre ach so kostbaren Regeln gebrochen werden, aber für jemanden wie mich, der da draußen unter Beschuss genommen wird und tagtäglich ums nackte Leben kämpfen muss, ist das Übertreten solcher Regeln von Zeit zu Zeit unerlässlich.«

Blackstone wollte etwas erwidern, doch Tom unterband dies mit einer herrischen Handbewegung.

»François Tribeau ist alles andere als ein Freund von mir, und ehrlich, ich würde ihn am liebsten auch hinter Gittern sehen, aber in diesem speziellen Fall war er der richtige Mann am richtigen Ort. Er hat mir die Waffen verkauft, die ich benötigte, um diesen Fall zu einem vernünftigen Ende zu bringen. Und wenn Sie ein wenig mehr Ah-

nung von der Praxis hätten, wenn Ihnen schon ein paar Mal Kugeln, Blut und Hirnmasse um die Ohren geflogen wären, dann könnten Sie das alles auch verstehen und nachempfinden und würden Ihr Gesicht jetzt nicht so angewidert verziehen.«

Tom fühlte, wie sein Herz im Brustkorb umhertobte und das Blut durch die Adern rauschen ließ. Ein leichter Schwindel erfasste ihn und ein dumpfer Schmerz stach durch seinen Hinterkopf.

Blackstone war erstarrt. Jedoch nicht vor Furcht oder etwa, weil ihn der Ausbruch Toms irgendwie beeindruckt hätte, sondern einzig und allein – und das war überdeutlich in seinem Gesicht zu erkennen – weil er es für nicht nötig hielt, etwas zu erwidern. Tom und somit alles, was er gesagt und für das er eingetreten war, waren ihm augenscheinlich egal.

»Meine Herren! Ich denke, es ist genug. Mit diesem ausufernden Disput kommen wir nicht weiter.«

Jacques Baptiste durchbrach die Stille, die sich eben noch wie ein dunstiger Gestank im Zimmer ausgebreitet hatte. Er wandte sich an Blackstone. »James, Sie werden alles Notwendige tun, um die näheren Umstände, die beschreiben, *wie* dieser Fall abgeschlossen wurde, nicht allzu publik zu machen.« Der Engländer schnappte nach Luft. Seine Pupillen weiteten sich ungläubig. »Ich ... ich soll Unwahrheiten verbreiten? Ich soll Tatsachen unter den Tisch kehren?«

Von Baptiste hätte er einen solchen Befehl wohl nicht erwartet. Der Leiter von Paraforce gestattete sich ein schmales, irgendwie mitleidig wirkendes Lächeln. »Nein James. Das sollen Sie nicht. Aber Sie müssen bei der Weiterleitung der Berichte nicht unbedingt mit dem Zeigefinger auf diese ... nun ja, nennen wir sie ›Abweichungen‹ deuten. Der Amtsschimmel hat in der Vergangenheit so manche davon geschluckt, ohne sich sonderlich aufzuregen. Ich sollte mich wundern, wenn es in diesem Fall anders wäre.«

Blackstone richtete seine Krawatte, obwohl Tom nicht erkennen konnte, dass dies notwendig geworden wäre. Eine Geste der reinen Verlegenheit! »In Ordnung, ich werde ... sehen, was sich da machen lässt.«

Wieder lächelte Baptiste. »Ich nehme doch an, dass sich eine ganze Menge machen lässt.«

Blackstone erwiderte nichts darauf, wirkte nur noch unangenehmer berührt als sonst.

»Und ich denke, was immer Sie unternehmen werden, James, Sie sollten es so schnell wie möglich tun«, fügte der Leiter der Paraforce hinzu.

Blackstone räusperte sich, als er den Wink mit dem Zaunpfahl verstand, und verließ das Büro seines Vorgesetzten grublos.

»Miss Huffman!« Ein kaum merklicher Ruck ging durch Huffs, als Baptiste sich an sie wandte. Sie hatte Tom während des Streitgesprächs mit Blackstone fortwährend unglücklich angestarrt und dabei auf ihren schwarz geschminkten Lippen herumgekaut.

Tom kannte sie so gut, dass er längst wusste, dass ihr selbstsicheres Auftreten, die schrillen Klamotten und ihr bisweilen schnoddrig-lockerer Ton anderen – auch Vorgesetzten – gegenüber nur Makulatur war. Auf diese Weise tarnte sie ihre sensible Natur und ihren außerordentlich wachen Verstand.

Baptiste schenkte ihr ein unverbindliches, aber dennoch freundlich wirkendes Lächeln. »Sie werden bitte noch einmal alle Berichte, die mit dem Haiti-Fall zu tun haben, überprüfen und eventuelle ... nennen wir sie mal Fallstricke herausfiltern. Diese überarbeiteten Fassungen werden Sie dann an meinen Rechner weiterleiten, damit ich sie an Blackstone weitergebe.«

»Natürlich Sir.«

»Und noch etwas, Miss Huffman!« Huffs zuckte nochmals zusammen, obwohl Baptistes Stimme nicht lauter, sondern leiser geworden war.

»Mr. Blackstone braucht über diese spezielle Order nicht informiert zu werden, ja?« Baptiste zwinkerte mit den Augen. Huffs Blick wanderte blitzschnell zwischen Baptiste und Tom hin und her.

Dann begriff sie, dass der Leiter der Paraforce auch ihr einen Wink mit dem Zaunpfahl gegeben hatte. Sie lächelte breit und nickte. »Selbstverständlich, Sir. Ich nehme an, ich soll mich auch schnellstens an die Arbeit machen?«

»Ganz genau!«

Huffs drehte sich auf der Stelle herum und schritt, gerade so, als würde sie marschieren, aus Baptistes Büro.

»Sie ist wirklich auf Zack«, meinte der Franzose und lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück.

Tom nickte. Er war als letzter Besucher in Baptistes Büro zurückgeblieben und ahnte auch schon, warum.

»Ich würde sogar sagen, dass sie die Beste ist, aber ich nehme an, dass behauptet jeder Außenagent von seinem Operator.«

Baptiste erwiderte nichts. Er musterte Tom. »Nehmen Sie bitte Platz, Tom.«

»Ich würde lieber stehen bleiben und ...«

Baptiste deutete auf einen der Besucherstühle. »Bitte!«

Carson atmete durch und beschloss nachzugeben. Er setzte sich.

»Sie sind ein wirklich guter Mann, Tom. Und wenn ich sage *wirklich gut*, dann meine ich, dass Sie zu den Besten innerhalb der Paraforce zählen.«

Tom wusste nicht recht, was er erwidern sollte, also schwieg er. Baptiste fuhr mit ruhiger Stimme fort. »Und wie alle, die zu den Besten gehören, muss man auch bei Ihnen Nachsicht üben, dessen bin ich mir vollkommen bewusst. Und ich denke, das ist richtig und gut so. Das gehört einfach dazu.«

Obwohl Baptiste immer noch ruhig sprach und Tom ihm vollkommen vertraute, fühlte er sich durch den Franzosen in die Enge gedrängt.

»Aber das geht nur bis zu einem gewissen Grad. Irgendwann bricht der Kelch einfach, Tom. Irgendwann können Fehler, Eigenheiten, Regelverstöße und Abweichungen nicht mehr ausgeglichen werden. Der Vorrat an Nachsicht ist dann erschöpft.«

»Und bei mir ist das der Fall«, sagte Tom. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Er wusste genau, was Jacques Baptiste mit seiner etwas umständlichen Ansprache zum Ausdruck bringen wollte. Er hatte dem Leiter der Paraforce seit seinem Dienstantritt vor etwas mehr als drei Jahren bestimmt einige schlaflose Nächte bereitet.

Tom hatte von Anfang an Schwierigkeiten gehabt, sich dem strengen Regelwerk der United Nations International Paranormal Activity Force und somit James Blackstone zu unterwerfen.

Immer wieder war es zu Reibereien gekommen, allerdings war keine dermaßen ausgeartet wie die, die gerade einige Minuten zurück-

lag.

»Sie sehen abgespant aus«, änderte Baptiste unvermittelt das Thema.

Tom ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. »Kein Wunder. Haiti war anstrengend. Sehr anstrengend sogar.«

»Vielleicht sollten Sie einen ausgiebigen Urlaub machen.«

Tom vermeinte, einen angespannten Unterton in Baptistes Stimme ausmachen zu können. Sein Vorgesetzter behielt ihn genauestens im Auge.

»Wir haben eine Abmachung getroffen, und an die will ich mich halten«, erwiderte Tom.

Baptiste verschränkte die Hände vor dem Bauch. »Das eine schließt das andere doch nicht aus. Sie können sich gerne zwei oder sogar drei Wochen zurückziehen.«

»Wir haben damals eine Abmachung getroffen und in der wurde kein Urlaub erwähnt.«

Tom sprach nun lauter, als er es eigentlich vorgehabt hatte. Inseheim erschrak er über den dröhnenden Klang seiner Stimme.

Baptiste stand auf und nahm eine angespannte Haltung an. »Dann erweitere ich unsere Abmachung um diesen Punkt. Sie brauchen dringend eine Pause. In den letzten 13 Monaten waren Sie fast ununterbrochen im Dienst. Keine freien Wochenenden, keine Urlaubstage, nichts dergleichen. Sie kriechen auf dem Zahnfleisch, Tom.«

»So schnell krieche ich nicht. Und wenn doch, dann ist das mein Problem.«

In Baptistes Augen blitzte es für einen Moment gefährlich auf. »Wenn Sie bei einem Ihrer Einsätze umkommen oder nachhaltigen Schaden nehmen, dann ist das sehr wohl mein Problem. Und ich bin im Moment der unerschütterlichen Meinung, dass Sie dringend Urlaub be...«

»Bitte nicht!«

Diese beiden einfachen Worte unterbrachen den Redefluss des Parforce-Leiters.

Der Franzose stutzte und dem Agenten war klar, dass er wie ein viel zu groß geratenes Häufchen Elend wirken musste.

»Bitte! Tun Sie mir das nicht an, Jacques. Sie wissen genau, wenn

ich zur Ruhe komme, dann ...«

Tom senkte den Kopf und ärgerte sich darüber, dass es ihm so schwer fiel, die nächsten Worte auszusprechen. Er musste sich regelrecht überwinden.

»... fange ich an, an Zuhause zu denken. Ich denke an ... *sie!*«

Baptiste ließ sich auf seinen Stuhl sinken. Er wirkte erschüttert.

»Tut mir wirklich leid, Tom. Ich habe nicht daran gedacht, wie schwer es für Sie sein muss. Obwohl ich mit Ihnen fühle ... vergesse ich das ab und zu.«

»Schon gut. Sie haben viel zu tun und da kommt so etwas vor.«

Schweigen kehrte für einige Minuten ein. Die beiden Männer hingen ihren eigenen Gedanken nach.

»In Ordnung«, sagte Baptiste plötzlich und hob den Kopf.

»Ich bin einverstanden, Sie weiterarbeiten zu lassen, aber ich bestehe darauf, dass Sie, sollten Sie den nächsten Auftrag beendet haben, nach jeder Mission mindestens fünf Tage Pause einlegen.«

»Fünf Tage?«

Baptiste machte mit der rechten Hand eine Bewegung, als schneide er Tom das Wort ab.

»Diesbezüglich lasse ich nicht mit mir verhandeln. Fünf Tage Pause nach jeder Mission. Ansonsten ziehe ich Sie aus dem Verkehr und verfrachte Sie für einen Monat in ein Sanatorium.«

Tom atmete tief durch, erhob sich vom Stuhl und nickte gottergeben. »Einverstanden, Sir. Wenn der nächste Job gelaufen ist, mache ich Pause.«

Baptiste stand ebenfalls auf und reichte Tom die Hand. »Miss Huffman dürfte mittlerweile alle Informationen, die mit Ihrer nächsten Mission zu tun haben, auf ihrem Rechner haben und darauf brennen, sie Ihnen mitzuteilen. Lassen Sie sie nicht warten!«

Tom wandte sich um und öffnete die Tür. Im Türrahmen blieb er stehen, drehte sich noch einmal um und blickte zu Baptiste, der wieder Platz genommen hatte.

»Eine Frage habe ich allerdings noch.«

»Und die wäre?«

Tom presste die Lippen fest aufeinander. Ein heißes Prickeln stieg in ihm auf und beinahe hätte er unter einem Schauer gezittert.

»Geht es *ihnen* gut? Sind *sie* wohlauf?«

Baptiste nickte.

»Ja, sie sind alle wohlauf. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Tom wandte schnell den Kopf ab. Er spürte die Tränen, die in seine Augen traten, und wollte nicht, dass sein Chef ihn so sah.

»Danke«, meinte er nur und schloss die Tür hinter sich.



4. Kapitel

Alis Werdegang!

Ali Muhammad Nuri hatte die weitere Nacht schlaflos in seiner Wohnung verbracht, die im achten Stock eines Hochhauses lag. Es lag nicht daran, dass ihn die Vorkommnisse im McNulty's so aufgewühlt hatten, dass er nicht zur Ruhe kam. Vielmehr kam er aus unerklärlichen Gründen lange Zeit ohne Schlaf aus. Sollte er doch einmal welchen benötigen, reichten ihm drei Stunden aus. Nachdem er aus dem Pub heimgekehrt war, hatte er zuerst geduscht und sich den Qualm und den sonstigen Geruch der Kneipe aus den Haaren gespült. Auch seine Kleidung war komplett in die Wäsche gewandert. Er saß mit seinem Laptop auf der großen Ledercouch im Wohnzimmer, welches an den Seiten mit großen Regalen eingerichtet war, die bis zur Decke reichten. In ihnen fanden sich vor allem Sach- und Geschichtsbücher, aber auch Biografien, Philosophie und Lyrik. Darunter viele wertvolle Erstausgaben aus dem 19. Jahrhundert. Im Moment allerdings las er etwas Moderneres, denn er checkte seinen E-Mail-Eingang. Zwischen all den Spammnachrichten über heiße Frauen und Diätpillen, die er umgehend löschte, fand er auch die Nachricht wieder, die er gesucht hatte.

»J.Baptiste@paraforce.un« lautete die Adresse des Absenders. Sie war bereits einige Wochen alt und er hatte sie oft genug gelesen, um ihren Inhalt auswendig zu kennen. Dennoch las er sie noch einmal.

*»Sehr geehrter Mr. Nuri,
bitte finden Sie sich morgen zu Ihrem ersten Arbeitstag bei der Paraforce ein.«*

Dieser Morgen war jetzt eingetreten. Neben diesem Satz fanden sich noch Uhrzeit und Adresse sowie die Büronummer, die er aufsuchen sollte, in der Mail. Dieser Aufforderung war ein Schriftverkehr zwischen ihm und der UNIPAF, der United Nations International Paranormal Activity Force, vorausgegangen. Doch wenn er an den wirklichen Ursprung dieser Einladung dachte, gingen seine Gedanken einige Jahre in die Vergangenheit. Genauer gesagt bis zurück in das Jahr 1995. Dies war das Jahr, in dem er in die USA gekommen war. Über einige Umwege war er bei der Polizei von New York gelandet. Er war ein kleiner Straßenpolizist gewesen, mehr nicht. Einige Jahre schob er seinen Dienst mit gewissenhafter Gründlichkeit. Bis zu eben jenem Tag, der die Welt für immer verändern sollte. Der 11. September 2001. Der Tag, an dem Amerika angegriffen wurde. Er schloss die Augen und erinnerte sich.

Vergangenheit

Dienstag, 11.09.2001, New York, 8.45 Uhr Ortszeit

Ali saß an seinem Schreibtisch im One Police Plaza in der Park Row. Sein Dienstbeginn war zwar erst um neun Uhr, aber wie immer war er ein paar Minuten früher da, um den Tag in Ruhe beginnen zu können. Er ging den Dienstplan durch, checkte kurz, welche Kollegen anwesend waren und mit wem er gleich auf Streife gehen würde. Dies hatte er zwar schon gestern gewusst, aber die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass sich Pläne hier genauso schnell änderten wie die Meinungen von Politikern. Bobby Crowe war der Name, der neben seinem stand. Er mochte den erfahrenen Mann, der immer die Ruhe behielt. Seit er vor drei Jahren hier seinen Dienst begonnen hatte, war der ältere Kollege so etwas wie ein Freund für ihn geworden. Er lächelte. Wenn Bobby sein Partner war, würde er sicher nicht vor Viertel nach neun hier wegfahren. Crowe trank stets in aller Ruhe seinen Kaffee aus und hielt dann gerne noch ein Schwätzchen mit Kollegen. Dabei vergaß er durchaus auch schon mal die Uhrzeit. Obwohl es völlig gegen seine eigenen Prinzipien war, hatte er sich daran gewöhnt. Bobby war jetzt fast sechzig Jahre alt und würde

sich mit Sicherheit nicht mehr von ihm umerziehen lassen, wie dieser immer grinsend feststellte, wenn er ihn freundschaftlich kritisierte. Also hatte er es auch längst aufgegeben und rügte Crowe höchstens noch aus Spaß. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Sein Kopf ruckte hoch. In der Tür stand Flynn, ein Kollege in seinem Alter. Sein Gesicht war kreidebleich.

»Was ist los?«

»Komm mit rüber in den Aufenthaltsraum! Das musst du sehen!«

Bevor er etwas fragen konnte, rannte Flynn davon. Wenn er wissen wollte, was los war, musste er wohl oder übel hinterher. Schnellen Schrittes machte er sich auf den Weg. Im Aufenthaltsraum herrschten Gedränge und lautes Gemurmel. Fast alle Kollegen hatten sich hier versammelt, lautes Getuschel, wie in der Schule kurz vor einer Klassenarbeit, war zu hören. Alle redeten aufeinander ein, doch niemand sah sich an. Alle Blicke waren auf den kleinen Fernseher, der in der Ecke unter der Decke angebracht war, gerichtet.

»Mach doch endlich lauter«, rief jemand. Kurz darauf konnte Ali verstehen, was da aus den Lautsprechern drang.

»Hier ist Cindy Lovell von WNYW. Ich stehe in der Nähe des WTC 1. Es ist 8.51 Uhr Ortszeit und vor genau fünf Minuten ist ein Flugzeug in den Nordturm des World Trade Centers gestürzt. Dichter schwarzer Rauch dringt aus den oberen Etagen des Wolkenkratzers. Bisher gibt es keine Zahlen zu möglichen Opfern oder Verletzten. Eine Meldung der Behörden zu dem Vorfall liegt noch nicht vor.«

»Unglaublich«, flüsterte Flynn, neben dem Ali nun stand. Die Aufnahmen zeigten das Hochhaus, aus dem sich der Qualm wälzte, als wäre er eine undurchdringliche Wand.

»Scheiße, wie kann so etwas nur passieren?«

»Sehen Sie hier noch einmal die Aufnahmen, die uns von einer Privatperson übermittelt worden sind.«

Der Lokalsender zeigte eine Aufnahme, die wohl mit einem Handy gefilmt worden war. Sie war wacklig und leicht unscharf. Ali sah den Nordturm des World Trade Centers, an dem er schon Hunderte Male auf seinem Weg zur Arbeit vorbei gefahren war. Neben der Freiheitsstatue gehörten diese Gebäude zu den Wahrzeichen von Lower Manhattan. Plötzlich raste ein Flugzeug heran und schlug in den

Turm ein. Viele der Polizisten, die wahrlich harte Männer waren, atmeten hörbar aus. Dieser Einschlag musste viele Tote gefordert haben. Alles andere wäre ein Wunder.

»Hey, was ist denn hier los?«

Als er die Stimme hörte, wandte er sich kurz um. Es war Bobby Crowe, ausnahmsweise einmal pünktlich.

»Ein Flugzeug ist in den Nordturm vom WTC gestürzt«, sagte er anstelle einer Begrüßung.

»Heilige Scheiße! Warum?«

»Man weiß es noch nicht genau, aber ...«

Im gleichen Augenblick schrie die Stimme von Cindy Lovell aus dem Fernseher. Sie überschlug sich fast beim Reden.

»Ein zweites Flugzeug! Es ist in den Südturm geflogen!«

Alle Augen starrten auf den kleinen Bildschirm.

»Oh mein Gott.«

»Jesus Maria.«

Nicht wenige schlugen die Hände vor das Gesicht.

»Das ist ein Angriff«, sagte Bobby Crowe.

Nur eine Sekunde später gellten die Alarmsirenen in Police One Plaza auf.

Nur eine Notbesetzung war vor Ort zurückgeblieben. Der Rest der gesamten Besetzung des Polizeihauptquartiers befand sich auf dem Weg zum World Trade Center. Es galt zu retten, was noch zu retten war. Gemeinsam mit der Feuerwehr mussten die Gebäude evakuiert werden. Bobby steuerte den Streifenwagen, er selbst saß auf dem Beifahrersitz. Seine Hände zitterten und er war dankbar, dass Bobby fuhr. Aus dem Augenwinkel betrachtete er seinen Kameraden. Der sonst so gesprächige Mann hatte die Lippen fest aufeinander gepresst. Er war blass und Schweißperlen rannen von seiner hohen Stirn. Wahrscheinlich malte er sich in Gedanken dasselbe aus wie er auch. Er erwartete viele Tote. Wie viele, das konnte in diesen Augenblicken noch niemand schätzen. Es könnten Tausende sein! Als er sich diese Zahl genauer vorstellte, wurde ihm fast schlecht. In der

Nähe des WTC wurden die ersten Straßensperren errichtet. Kein Zivilist durfte mehr in dieses Gebiet gelangen. Doch auch unter den Einsatzkräften herrschte teils heillose Panik. Die Einsatzleitstellen waren aufgrund der Vielzahl der eingehenden Meldungen überfordert. Bobby stoppte den Wagen direkt vor einer Absperrung und gemeinsam stiegen sie aus. Aus der Nähe sahen die Türme aus wie zwei übergroße Finger, aus denen der Rauch wie schwarzes Blut in den Himmel zog.

»Verdammt«, flüsterte Bobby. Es war das erste Wort, das er seit fast einer halben Stunde gesagt hatte.

»Wir müssen näher ran, Bobby.«

Er wollte schon loslaufen, doch sein Kollege hielt ihn an der Schulter fest.

»Bleib hier.«

»Was? Warum?«

Bobby zögerte mit seiner Antwort.

»Das ist zu gefährlich.«

»Gefährlich?«

Er verstand nicht so recht. Gefahren von der Stadt abzuwenden war doch schließlich ihr Job. Sie hatten einen Eid dazu abgelegt und diesem fühlte er sich verpflichtet.

»Sie werden alle sterben«, sagte Bobby beinahe tonlos.

»Wir müssen ihnen helfen!«

Er versuchte sich loszureißen, doch der Griff des älteren Mannes verstärkte sich.

»Junge, wenn du da reingehst, findest du den Tod.«

Die beiden Männer sahen sich in die Augen. Dann legte Ali die Hand auf die auf seiner Schulter und löste sie sanft aus seiner Uniform. Es war, als hätte sein Blick den anderen überzeugt. Noch einmal nickten sie sich zu, dann rannte Ali los. Er sah nicht mehr zurück. Bis zum Südturm brauchte er nicht lange. Er orientierte sich kurz. Bisher kannte er die Tower nur von außen. In ihnen war er noch nie gewesen. Feuerwehrleute kamen ihm entgegen.

»Mann, was machst du hier?«

»Ich will helfen.«

»Du kannst hier nicht helfen. Sieh zu, dass du wekommst.«

»Aber ...«

»Los!«

An der Stimme des Mannes erkannte er, dass hier nichts zu machen war.

»Unsere Kollegen sind oben. Da ist kein Durchkommen mehr. Der Qualm bringt dich um ohne Atemgerät. Darum müssen wir auch wieder runter.«

Er nickte und rannte neben den beiden Männern mit der schweren Ausrüstung her. Er verließ die Eingangshalle und versuchte sich zu orientieren. Plötzlich schlug etwas neben ihm auf. Er warf sich zur Seite und rollte sich ab. Geschmeidig kam er wieder auf die Füße. Was war das gewesen? Sein Blick suchte die Stelle, an der er sich gerade eben noch befunden hatte. Dort lag etwas. Etwas? Er erkannte Kleidung. Es war ein Mensch. Der Körper war durch den Aufprall nahezu zerschmettert worden. Der Mann, er vermutete es nur aufgrund der Kleidung, musste vom Turm gesprungen sein. Er legte den Kopf in den Nacken. Doch er sah nur den Qualm. In der gleichen Sekunde schlug etwas ungefähr einhundert Meter von ihm entfernt auf.

»Nein«, schrie er und wich zurück. Es schnürte ihm die Kehle zu, so hilflos zu sein. Er musste Abstand herstellen. Wenn ihn einer dieser verzweifelten Menschen traf, war sein Schicksal besiegelt. Ohne weiter zu zögern, rannte er los. Zurück zu Bobby. Dieser stand immer noch an der Straßensperre, zusammen mit vielen anderen Polizisten.

»Bobby«, rief er, als er in Hörweite war. Mit einem Mal erfüllte ein unglaublicher Lärm die Luft. Es war ein tosendes Grollen, als hätte der Schlund der Hölle sich geöffnet. Zitternd drehte er sich um. Das Gebäude! Der Turm, er brach in sich zusammen! Das konnte doch nicht wahr sein! Ali war zu keiner Regung mehr fähig. Mit einem Ruck wurde er herumgewirbelt.

»Ins Auto, Junge!«

Bobby hatte sich wieder gefangen. Sein Kollege zog ihn mit sich und zusammen ließen sie sich in den Wagen fallen. Eine riesige Staubwolke bahnte sich ihren Weg durch die Straßen von Lower Manhattan.

An die folgenden Ereignisse hatte er nur verschwommene Erinnerungen. Es war, als würde der Staub von damals noch immer daran haften und ihn nicht erkennen lassen, was geschehen war. Bobby hatte geweint, daran erinnerte er sich. Sie hatten sich zurückgezogen. Doch er konnte nicht einfach dasitzen und zusehen. Er musste etwas tun. Es war, als hätte er gehnt, dass er schon jetzt etwas von der Schuld wiedergutmachen musste, für die er nichts konnte und die man ihm doch in den nächsten Jahren immer wieder zuzuschieben versuchte. Er hatte sich ein Tuch umgebunden und war zum Nordturm gelaufen. In diesem lief die Evakuierung auf Hochtouren. Dann sah er sich im Turm. Lücke. Er schwebte. Ein Kind auf seinen Arm. Schwärze in den Bildern seiner Erinnerung. Der Zusammenbruch. Erst im Krankenhaus war er wieder wach geworden. Unglaublich geschwächt, fast nicht fähig zu reden. Dabei hatte man so viele Fragen an ihn. Immer wieder bohrte man nach, wollte noch mehr Details wissen. Antworten hatte er keine. Keine, die er geben wollte. Es dauerte Wochen, bis er sich erholt hatte. Danach war er erneut verhaftet worden. FBI sogar. Man zeigte ihm Fotos von Männern, die er nicht kannte. Erst viel später erfuhr er, dass es die Flugzeugentführer waren. Man stellte ihm Fragen zu seiner Herkunft, seiner Familie, seiner Religion. Doch soviel er auch erklärte, es half nichts. Sie verstanden nichts. Er war ein Bahai. Er hasste Gewalt. Und diese grausamen Anschläge verurteilte er zutiefst. Aber für sie war er zurzeit einfach ein Moslem. Einer von denen, die diese Stadt angegriffen hatten. Man glaubte ihm nichts. Und das, obwohl er Polizist war. Obwohl er ein Leben gerettet und dabei sein eigenes riskiert hatte. Doch man konnte ihm nichts nachweisen. Wie auch? Er war ja unschuldig. Kurz nach seiner Entlassung kündigte er seinen Job bei der Polizei. Einzig Bobby Crowe zeigte seine Trauer offen. Ali versuchte, sich aus der Erinnerung zu lösen. Jahrelang hatte er die Geschichte verdrängt. Bis ihn die erste Mail erreicht hatte.

»Sehr geehrter Mr. Nuri!«

Mit genau den gleichen Worten wie die letzte Mail hatte auch die erste begonnen. Auch ihr Absender war gleich geblieben. Zuerst hatte er sie für SPAM gehalten, denn in diesen Ordner war sie gerutscht. Ali konnte nicht mehr sagen, was ihn dazu bewogen hatte, sie trotzdem zu öffnen. Im Nachhinein war er froh, dass er es getan hatte. Denn der Absender, eben jener Jacques Baptiste, schien viel über ihn zu wissen. Dinge, die er niemandem anvertraut hatte. Es gab keine so engen Freunde in seinem Leben, mit denen er über so private Dinge reden würde. Und Familie hatte er nicht wirklich. Von seiner Mutter trennten ihn mehr als nur ein paar Tausend Kilometer. Woher also konnte dieser Fremde all dies wissen? Sein Lebenslauf war fast schon minutiös aufgelistet. Dazu kamen die genauen Daten seiner Verhaftung. Sogar Auszüge aus den Verhörprotokollen des FBI wurden offengelegt. Kein normaler Mensch konnte an diese Daten kommen. Es gab also nur zwei Möglichkeiten. Entweder war Baptiste ein begnadeter Hacker, der sogar die Sicherheitsmaßnahmen des FBI aushebeln konnte, oder er war wirklich derjenige, als der er sich ausgab. Laut Mail war er ein Mitarbeiter der Vereinten Nationen. Er erzählte in der Mail von der UNIPAF, ohne Details preiszugeben. Von den drei paranormalen Anschlägen hatte Ali nichts mitbekommen. Allerdings fielen ihm Geschehnisse ein, die damit in Zusammenhang stehen konnten. Die Medien hatten damals, wie immer, alle möglichen Theorien aufgestellt. Terroranschläge, gescheiterte Armee-Experimente und die obligatorischen Aliens. Seltsam, dass die immer noch als Erklärung herangezogen wurden. Dass es noch andere Dinge zwischen Himmel und Erde gab, hatte doch sogar Shakespeare schon gewusst. Und auch er selbst wusste, dass es Dinge gab, die mit reiner Wissenschaft nicht zu erklären waren. So auch das Ereignis, auf das Jacques Baptiste kurz vor Ende seiner Nachricht zum Sprechen kam. Direkt nach den Auszügen aus dem Vernehmungsprotokoll vom 26.11.2001.

Ali öffnete die Mail auf seinem Laptop und las sich selbst die Protokolle vor:

»Mr. Nuri, mein Name ist Derek Brockton. Ich bin Ermittler des FBI. Sie wissen, warum wir Sie befragen?«

»Ja.«

»Und was sagen Sie dazu?«

»Gestatten Sie mir eine Gegenfrage?«

In der Erinnerung, die Ali an diesen Tag hatte, sah er Brockton nicken.

»Welchen Sinn hat es für Sie, dass ich meine Aussage wiederhole? Ich kann fast nicht mehr zählen, wie oft Sie mich zu diesem Vorfall befragt haben.«

»Sie müssen doch zugeben, dass es etwas Seltsames gewesen ist und wir darum alle Einzelheiten ganz genau ergründen müssen.«

Seltsam? Das war fast noch untertrieben. Ein Lächeln legte sich auf Alis Lippen. Damals hatte er nur genickt. Alles andere hätte ihn nicht weiter gebracht.

»Also, Mr. Nuri, kommen wir zur Sache. Sie waren am 11. September 2001 als Police-Officer von New York im Einsatz. Richtig?«

»Das ist korrekt.«

»Wir alle wissen, was an diesem Tag geschah.«

An dieser Stelle stoppte Brockton, genau, wie es alle anderen Ermittler auch getan hatten. Ali hatte nicht lange gebraucht, um herauszufinden, warum sie es taten. Sie warteten auf eine Äußerung. Etwas, das man ihm als Freude über die Anschläge auslegen konnte. Aber da konnten sie lange drauf warten. Er spürte nichts als Wut über die Attentäter. Miese, feige Mörder. Mehr waren sie in seinen Augen nicht.

»Die schlimmsten Anschläge, die die Welt je gesehen hat.«

Brockton hakte etwas auf einem Blatt Papier, das vor ihm lag, ab. Erst dann fuhr er mit einer chronologischen Aufzeichnung der Ereignisse fort.

»Um 9.45 Uhr erreichten Sie den Südturm. Dies bestätigten zwei Feuerwehrleute. Kurz darauf erreichten Sie ihren Kollegen Robert Crowe, der an Ihrem Einsatzfahrzeug verweilte. Um 9.59 Uhr stürzte der Südturm ein. Gegen zehn Minuten nach zehn verließen Sie Ihren Kollegen und begaben sich zum Nordturm. Zeugen berichten, wie Sie entgegen den Warnungen das Gebäude betraten.«

Sein Verhörer hob den Blick von den Notizen, die er mit Sicherheit nicht gebraucht hätte.

»Was geschah dann, Mr. Nuri?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen.«

»Sie können nicht? Oder wollen Sie nicht?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht.«

»Gut, dann sage ich Ihnen, was geschehen ist. Sie betraten den Nordturm und kämpften sich durch den Qualm nach oben. So weit es noch ging. In einem der höheren Stockwerke fanden Sie ein Kind. Der Junge war zwei Jahre alt.«

Zum Glück, dachte Ali. So würde die Aussage des Kindes vor Gericht nicht standhalten. Falls es überhaupt zu einer Verhandlung kommen würde.

»Stimmen meine Ausführungen so weit, Mr. Nuri?«

Er antwortete nicht und Brockton fuhr fort.

»Die Uhrzeit betrug mittlerweile 10.24 Uhr. Die Zeit würde nicht mehr reichen, um den Ausgang sicher zu erreichen. Das konnten Sie zu dieser Zeit nicht wissen, gewiss. Doch als um 10.28 Uhr der Nordturm einstürzte, befanden Sie sich immer noch im 8. Stock. Dies lässt sich anhand eines Fotos rekonstruieren, das um 10.27 Uhr geschossen wurde.«

Brockton durchwühlte die Unterlagen vor ihm, bis er gefunden hatte, was er suchte. Kurz sah er selbst noch einmal auf das unscharfe Bild, dann schob er es über den Tisch.

»Erkennen Sie sich wieder?«

Ali schüttelte den Kopf.

»Das Bild ist unscharf.«

»Richtig. Aber ...«

Wieder wühlte Brockton in den Zetteln herum. Ali wollte zu gerne wissen, warum er diese Show abzog. Mit Sicherheit wusste Brockton die Reihenfolge der Zettel auswendig.

»Unsere Techniker haben den interessanten Ausschnitt vergrößert. Hier.«

Auch dieses Foto schob er zu ihm herüber. Ali hob es nicht auf. Er senkte nur leicht den Blick und betrachtete das Bild. Er sah es zum

ersten Mal. Und er erstarrte. Eindeutig erkannte er sich auf der Aufnahme. Er trug die Uniform der Polizei von New York. In seinen Armen lag ein kleiner Junge. Und er befand sich im freien Fall mit ihm. Schockiert schloss er die Augen. Was war dort geschehen? Er konnte sich nicht richtig erinnern. Wahrscheinlich stimmte alles, was Brockton sagte, aber warum konnte er sich nicht daran erinnern?

»Mr. Nuri, was ist dort geschehen?«

Die sonst so kalte Stimme des FBI-Mannes hatte sich verändert. Ein leichtes Zittern hatte sich hineingeschlichen. Spannung lag zwischen diesen beiden Männern in der Luft.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Ali.

»Dann will ich versuchen, Ihren Gedanken auf die Sprünge zu helfen. Auf die Sprünge ist ein gutes Stichwort. Sie sind mit dem Kind aus dem Fenster gesprungen. Wie viele andere Menschen an diesem Tag. Der einzige Unterschied zwischen Ihnen und diesen Männern ist marginal. Sie sitzen lebend und unversehrt vor mir, während alle anderen beim Aufprall zerschmettert wurden!«

Bei den letzten Worten war Brocktons Stimme immer lauter geworden.

»Und ich will verdammt sein, wenn ich von Ihnen keine Antwort bekomme, wie das möglich ist!«

Ali schüttelte erneut den Kopf. Wie sollte er Antworten geben, wenn er sich nicht erinnern konnte? Einzelne Bildfetzen waren da in seinem Kopf, ja, mehr aber auch nicht. Er erinnerte sich an das weinende Kind. Er wusste, dass er im Nordturm gewesen war. Das war alles. Danach war er erst wieder im Krankenhaus zur Besinnung gekommen. Zwar hatte er eine Theorie, aber die wollte er Brockton nicht anvertrauen. Man würde sie ihm nicht glauben. Fast hätte er aufgelacht. Warum sollte man ihm eigentlich nicht glauben? Immerhin war er aus dem achten Stock gesprungen und lebte. Ein Wunder. Aber eines, das er erklären konnte. Nicht wissenschaftlich, aber dennoch konnte er es. Er wollte nur nicht. Denn dann wäre er für immer unter Verschluss der Regierung gelandet.

»Nun, Mr. Nuri?«

»Vielleicht ein Wunder?«

»Ein Wunder?«

Brockton lachte freudlos auf.

»Ich glaube nicht mehr an Wunder.«

»Das ist schade.«

»Wissen Sie, was schade ist? Dass Sie nicht mit uns kooperieren wollen.«

Dann kamen die Drohungen. Er kannte das ganze Prozedere zur Genüge. Man bat ihn, man bedrängte ihn, man bot ihm alles Mögliche an. Doch er schwieg. Und was er kaum für möglich gehalten hatte, geschah. Man ließ ihn irgendwann gehen.

Und jetzt saß er in seiner Wohnung auf der Couch und las Mails, die ihm jemand von den Vereinten Nationen schickte. Die Mail von Baptiste endete mit folgenden Sätzen:

Wir wissen, dass Sie die Kunst der Levitation beherrschen. Doch keine Sorge, Ihr Geheimnis ist bei uns in guten Händen. Niemand vom FBI wird je davon erfahren. Ihr Können hat ein Leben gerettet. Vielleicht kann es noch mehr tun. Wir bitten Sie daher, Mr. Nuri, sich mit uns in Kontakt zu setzen.

Hochachtungsvoll

Jacques Baptiste.

Er hatte auf die Mail geantwortet und morgen würde es soweit sein. Sein erster Arbeitstag bei der UNIPAF. Falls er einen Vertrag unterschreiben sollte. Zuerst würde er das Treffen mit Jacques Baptiste abwarten. Er warf einen Blick auf die Uhr auf dem Bildschirm. Vier Uhr früh. Noch fünf Stunden bis zum vereinbarten Termin. Er fuhr das Notebook herunter und sah aus dem Fenster hinab auf die Stadt, die niemals schlief. Ein Punkt, in dem er und der Big Apple sich ziemlich ähnlich waren.



5. Kapitel

Auftritt: Milena Radescu!

Baja Marè, Kreis Maramureş, Rumänien

Milena Radescu steuerte gelassen auf den alten Geländewagen zu. Er stand etwas abseits des Flughafengeländes von Baja Marè und wirkte wie ein Relikt aus alten Tagen, als Nicolae Ceauşescu noch an der Macht gewesen war und militärische Fahrzeuge zuhauf in diesem Lande unterwegs gewesen waren. Gleichzeitig schien er wahllos aus verschiedensten Teilen zusammengezimmert worden zu sein, sodass es für Tom unmöglich war festzustellen, welches Fabrikat da vor ihm stand.

Der altersschwach erscheinende Militärhubschrauber, der Carson soeben ausgespuckt hatte, erhob sich knatternd vom Landefeld. Er hatte ihn vom Henri Coandă-Aeroport in Bukarest hierher gebracht.

Tom zog instinktiv den Kopf ein und folgte der Paraforce-Verbindungsfrau (oder hieß es Verbindungsperson?). Das schulterlange kupferfarbene Haar Milenas, die sich ihm mit einem rustikalen Handschlag vorgestellt hatte, flatterte im aufkommenden Turbinensturm des Hubschraubers. Der Pilot jagte die Maschine direkt über sie hinweg, um sogleich südöstlichen Kurs einzuschlagen und im Dämmerlicht dieses überaus trüben Tages zu verschwinden.

Am Geländewagen angekommen, fackelte Milena nicht lange. Sie nahm Tom kurz entschlossen seine Reisetasche ab und bugsierte sie auf den Rücksitz. Den länglichen Koffer, den Tom ebenfalls mit sich führte, versuchte sie ihm nicht abzunehmen. Es schien offensichtlich, dass dies ein Behältnis für seine spezielle Ausrüstung war und von so etwas trennte sich kein Profi.

Das wusste eine Frau wie Milena. Tom hatte während des Fluges nach Bukarest ihr Dossier durchgearbeitet. Sie war jahrelang für verschiedene Geheimdienste tätig gewesen und verfügte über umfangreiche Kenntnisse sowohl im Innen- als auch im Außendienst.

Tatsächlich stand ihr Name auf der Liste für einen festen Posten bei der Paraforce.

»Haben Sie Hunger? Oder Durst?«

Tom schüttelte den Kopf.

»Benötigen Sie eine Pause, bevor wir nach Kadesti aufbrechen?«

»Nein. Ich würde es sogar vorziehen, wenn wir keine Zeit vergeuden und gleich losfahren. Wir können uns unterwegs genauer austauschen.«

Milena Radescu lächelte. Sie entblößte ein ebenmäßiges und kräftiges Gebiss. »Nicht nur attraktiv, sondern auch voller Tatendrang. So mag ich es.«

Tom blieb vor der Beifahrertür stehen und musterte sie fragend. »Was meinten Sie?«

»*Du meine Güte, Tom. Sie steht auf dich. Wenn du mit ihr ein Schäferstündchen einlegen wolltest, bevor ihr nach Kadesti fahrt, hätte sie garantiert nichts dagegen.*« Huffs' Stimme erklang im Ohrstecker seines Mikro-Headsets, das nur von geschulten Blicken wahrgenommen werden konnte. Toms Operator war in New York geblieben und hielt über eine nahezu unmöglich anzuzapfende Satellitenverbindung Kontakt zu ihm.

Am liebsten hätte er die Gothik-Anhängerin am anderen Ende der Leitung zur Ordnung gemahnt, doch er wollte diesen verborgenen Trumpf nicht gerne ausspielen. Nicht einmal vor einer Verbündeten wie Milena Radescu. Man konnte nie wissen, ob es sich nicht bezahlt machen würde, wenn man ein paar Geheimnisse in der Hinterhand behielt.

Also unterließ er es, Huffs zu rügen. Die allerdings kam nun richtig in Fahrt.

»*Ich würde sogar sagen, wenn du ihr ein entsprechendes Angebot machen würdest, würde sie dich damit überraschen, dass sie irgendwo bereits ein Hotelzimmer gebucht hat.*«

Tom räusperte sich laut, in der Hoffnung, dass Huffs merkte, dass

ihr Gequatsche störte.

»Ich mag es, wenn Männer keine Trägheit vorschützen.«

Der Paraforce-Agent fuhr mit seinem Zeigefinger zwischen Hals und Jackenkragen, gerade so, als würde es ihm dort zu eng werden. »Haben Sie mit der Polizei von Kadesti telefoniert und uns angemeldet?«

Milena nickte.

»Ja! Allerdings besteht die Ordnungsmacht dort aus lediglich vier Beamten, von denen einer zurzeit auch noch erkrankt ist und mit Fieber im Bett liegt. Trotzdem erwartet man uns.« Sie verschränkte ihre Arme vor der Brust und schüttelte den Kopf.

»Eines verstehe ich allerdings nicht. Wieso wird Paraforce aktiv, nur weil in diesem Ort ein Mann verschwunden ist? Als einziger Anhaltspunkt für einen Einsatz erscheint mir das doch ein wenig zu dünn!«

Tom lehnte sich gegen den Geländewagen und vergrub seine Hände in den Jackentaschen.

»An sich würde ich Ihnen recht geben, Milena. In diesem Fall kommen jedoch einige bedeutende Faktoren zusammen. Zum einen sind während der letzten zwei Wochen insgesamt sechs Menschen aus verschiedenen Ortschaften nicht weit von Kadesti entfernt verschwunden. Der entscheidende Punkt jedoch ist, dass unsere Computer einen Querverweis entdeckt haben. Vor über siebzig Jahren geschahen in Kadesti und einigen seiner nahegelegenen Nachbarorte schreckliche Dinge, die auf das Treiben eines gefährlichen Hexers zurückzuführen sind.«

»Das hast du sehr schön ausgeführt, Tom. Vielleicht solltest du Lehrer werden, wenn es irgendwann mit der Dämonenjagd nicht mehr klappt!«

Tom lächelte schmal. »Und ich glaube, das rechtfertigt auf jeden Fall einen genaueren Blick, denn damals sind zuerst auch einige wenige Menschen spurlos verschwunden.«

Milena trat auf den Geländewagen zu. Sie schlug entschlossen auf die Motorhaube.

Wider Erwarten brach das alte Gefährt nicht einfach so unter der Wucht des Schlages zusammen.

»Stimmt, hört sich mysteriös an und ist einen Zweimanneinsatz allemal wert. Es ist zwar sehr tragisch, dass wir uns nicht besser kennenlernen können, bevor wir aufbrechen, aber der Weg ist weit. Wir sollten sofort losfahren, wenn wir noch vor Einbruch der Dunkelheit in Kadesti ankommen wollen.«

Dagegen hatte Tom nichts einzuwenden. Milena öffnete die Fahrtür.

»Also an deiner Stelle hätte ich es nicht so eilig, nach Kadesti zu kommen. So ein kleiner Zwischenstopp könnte doch ganz reizvoll sein!«

Der Geländewagen, der ganz offensichtlich nur noch durch Rost und gute Hoffnungen zusammengehalten wurde, verteilte grauschwarzen Rauch aus seinem rückwärtigen Ende. Außerdem klapperte und hämmerte der Motor dermaßen, dass Tom befürchtete, einen abrupten Hörsturz zu erleiden.

»Huffs, tu mir bitte einen Gefallen. Konzentrier dich auf deinen Job und verzichte darauf, mich mit Milena verkuppeln zu wollen. Ich bin hier, um meine Arbeit zu tun.«

»Zu Befehl, Sergeant Major, Sir!«

Huffs klang beleidigt, aber das war Tom in diesem Moment egal. Bevor er einstieg, blickte er noch einmal zum Himmel. Eisig grau und schwer hingen die Wolken über dem Land und verhiessen dem Paraforce-Agenten nichts Gutes.

Er hoffte, dass es keinen neuerlichen Wintereinbruch geben möge, denn der konnte all ihre Bemühungen, dem unheilvollen Treiben in den Karpaten auf die Schliche zu kommen, erheblich erschweren.



6. Kapitel

Ein gewissenhafter Beamter!

Kadesti

Hauptwachtmeister Petar Lungochi schlüpfte in den Uniformmantel und begann ihn langsam zuzuknöpfen. Seine beiden Untergebenen waren gerade erst von ihrer Streife durch den Ort zurückgekehrt und rieben sich ihre steifgefrorenen Finger.

»Sie gehen noch einmal raus?«, fragte Stelian Aculai, der ältere und erfahrenere der beiden.

Er war etwas übergewichtig und wurde deswegen öfters von seinen Kollegen aufgezogen.

Lungochi schnallte sich sein Koppel über den Mantel und überprüfte den Sitz seines Waffenholsters. Danach griff er nach seiner Taschenlampe und hakte sie ebenfalls am Leder fest.

»Ja, ich möchte mich noch einmal umsehen, ehe die beiden Kommissare ankommen.«

Stelian tauschte einen überraschten Blick mit Nicu Heleci, seinem jüngeren Kollegen.

»Wir bekommen Besuch von Kommissaren?«

Lungochi griff nach seiner pelzgefütterten Dienstmütze und nickte. »Allerdings. Ich habe vor knapp einer Stunde einen Anruf bekommen. Die beiden Beamten werden bald hier ankommen und ich will noch einmal kurz überprüfen, ob ihr beiden Schafsköpfe die Absperrbänder richtig angebracht habt.«

»Aber Chef, Sie kennen uns doch ...«, begann Stelian sich zu ereifern.

Lungochi ließ ihn nicht ausreden. »Das ist es ja. In diesem Kaff

passiert wirklich selten was, aber wenn wir mal gefordert sind, will ich, dass wir gute, nein sogar sehr gute Arbeit abliefern. Und erinnert euch doch bitte mal daran, was vor zwei Jahren passierte, als wir Anweisung erhielten, nach der Schmugglerbande Ausschau zu halten, die damals die Umgebung unsicher machte.«

Aculai und Heleci senkten die Köpfe und blickten mit betroffenen Mienen zu Boden.

»Nun, das war ein Versehen.«

Lungochi setzte die Mütze auf. »Ja, ja ... ein Versehen. Ich verstehe schon. Deine Freundin hat dir eine Thermoskanne mit Suppe gebracht und dabei hat sie dich in sträflicher Weise abgelenkt. Und du ...«

Der Hauptwachtmeister deutete nun auf Heleci.

»... du bist eingeschlafen.«

Lungochi schüttelte voller Entschlossenheit den Kopf. »Wenn ich damals nicht auf Zack gewesen wäre, wären uns diese Kerle doch tatsächlich durch die Lappen gegangen. Hab ich recht?«

Die Frage war mehr rhetorisch gemeint, aber sowohl Aculai als auch Heleci nickten mit fest aufeinander gepressten Lippen.

»Seht ihr? Und genau aus diesem Grunde werde ich mir den Ort, an dem Vasile verschwunden zu sein scheint, noch einmal genauer ansehen und überprüfen, ob alles vorschriftsmäßig abgesperrt ist. Wir wollen nicht riskieren, dass irgendetwas quer läuft, oder?«

Aculai erhob sich von seinem Stuhl nahe dem bollernden Ofen, der die Amtsstube mit wohliger Wärme erfüllte. »Dann werde ich Sie aber begleiten.«

Lungochi winkte ab. »Lass nur. Ich bin bald zurück. Außerdem seid ihr beiden vollkommen durchgefroren. Wärmt euch gut auf, denn wenn die Kommissare kommen, könnte es sein, dass wir längere Zeit draußen zubringen müssen.«

Die beiden jungen Beamten hatten nichts gegen Lungochis Anweisungen einzuwenden.

Der Hauptwachtmeister streifte die Handschuhe über und verließ wortlos grüßend die Polizeistation. Draußen blies ihm sofort der eisige Wind ins Gesicht und legte eine schmerzhaft Taubheit über die freiliegende Haut.

Lungochi biss die Zähne zusammen, zog seinen Schal etwas höher und stapfte über den kleinen Marktplatz in Richtung der Kfz-Werkstatt von Bogdan Matei.

Schon sah der Polizist die Metalltür vor sich aufragen, die ins Innere der Werkstatt führte. Er überlegte, ob er noch einmal mit dem alten Kfz-Meister sprechen sollte, entschied sich dann allerdings dagegen.

Lungochi schlug die Richtung ein, in welcher sich Vasile Georghe vor zwei Nächten nach Hause zu begeben vorgehabt hatte. Bislang gab es nur Vermutungen, warum er nicht den direkten Weg nach Hause genommen hatte.

Tatsache jedoch war, das Vasile niemals Zuhause angekommen war und dass seine letzten Spuren – sein Zigarettenui sowie einige Fußabdrücke in der dünnen Schneeschicht – am Rande eines der Felder des alten Grilescu gefunden worden waren.

Aber man hatte auch Schleifspuren entdeckt, gerade so, als sei ein Körper über den Boden gezerrt worden. Nur hatten die Spuren urplötzlich nahe der Mitte des Feldes geendet. Darüber waren bislang nur Lungochi und einige Mitarbeiter der Kriminalpolizei informiert.

Stelian und Nicu hatte er nicht in Kenntnis gesetzt, da er nicht riskieren wollte, dass im Ort irgendwelche haltlosen Gerüchte und Schauermärchen aufkamen.

Lungochi schlug den Kragen des Mantels hoch und verfluchte die Unbeständigkeit des hiesigen Klimas. Der April war nun schon zur Hälfte herum und immer noch setzte winterliche Kälte den Menschen in dieser Region arg zu.

Der Hauptwachtmeister erreichte schwer atmend die Stelle, an der man das Etui gefunden hatte. Sein Blick wanderte über die Stelle. Viel zu sehen gab es nicht. Trotzdem war ein weiß-rotes Absperrband zwischen zwei einsam dastehenden Baumstämmen gespannt worden und sollte so verhindern, dass allzu Neugierige hierherkamen und eventuell wichtige Hinweise vernichteten.

Zu seiner Überraschung musste er zugeben, dass Stelian und Nicu beim Aufspannen des Bandes gründliche Arbeit geleistet hatten. Es gab nichts zu beanstanden.

»Vielleicht werden die beiden doch noch gute Polizisten«, meinte

Lungochi grinsend im Selbstgespräch.

Einen Moment später gefror sein Lächeln in den Mundwinkeln und ein Ruck ging durch seinen massigen Körper. Hatte er nicht gerade eine eigenartige Bewegung im Halbdämmer gesehen?

Unwillkürlich glitt seine Hand in Richtung des Holsters, in dem seine M74-Pistole steckte.

Lungochi vertraute blind auf diese Waffe, die vielleicht vollkommen veraltet war, aber von ihm immer gründlich gewartet wurde. Der Hauptwachtmeister hatte die Pistole zwar niemals im Dienst einsetzen müssen, aber er wusste, dass sie einsatzbereit war, wenn ihm Gefahr drohte.

Lungochi war unschlüssig. Sollte er die Absperrung passieren und auf das Feld hinaustreten, um nachzusehen, was sich da gerade eben so ... eigenartig bewegt hatte? Oder war es vernünftiger, in den Ort zurückzukehren und seine beiden Mitarbeiter zu holen? Oder noch besser, vielleicht auf die Kommissare zu warten?

Da!

Lungochi zuckte abermals zusammen, seine Hand legte den Riemen um und die Pistolentasche öffnete sich. Da war ein Schlängeln gewesen, gerade so, als habe sich etwas vom Boden her aufgerichtet.

Lungochi machte, ohne es bewusst wahrzunehmen, einen Schritt nach vorne. Das Absperrband knatterte im Wind und fast kam es dem Polizisten vor, als vernehme er eine leise Stimme, die ihn davor warnte, noch weiter vorzutreten.

Ach was! Seine Fantasie spielte ihm Streiche. Sie vermischte die überdrehten Märchen der alten Mascha mit realen Geschehnissen und ließ ihn nun Dinge oder auch Bewegungen sehen, die überhaupt nicht vorhanden waren.

Trotzdem war Lungochi entschlossen, noch einen letzten, genaueren Blick auf das Feld zu werfen, um sicherzugehen, dass er tatsächlich nur einer Sinnestäuschung aufgesessen war. Und so bückte er sich unter dem Kunststoffband hindurch und betrat das Feld. Er löste die Taschenlampe vom Koppel und schaltete sie ein.

Wie ein leuchtender Zeigefinger stach der Lichtstrahl in die dämmerige Welt, die Lungochi an diesem abgelegenen Ort umgab. Fast schien es so, als würde sich das heraufziehende Halbdunkel weigern,

vor dem Licht zurückzuweichen. Aber das war natürlich nur Blödsinn.

Höchstwahrscheinlich eine weitere Einbildung, dachte der Hauptwachtmeister.

Er ließ das Licht von einer Seite zur anderen und dann wieder zurückwandern, während er langsam über den knirschenden Boden auf die Mitte des Feldes zusteuerte. Vereinzelte Schneeflocken wirbelten durch das Licht.

Lungochi seufzte leise.

War ja klar, es begann wieder zu schneien. Und auch wenn im Moment nur vereinzelt Flöckchen vom Himmel fielen, so würde es auf gar keinen Fall bleiben. In spätestens einer Stunde würde sich ein dichter weißer Vorhang aus der Höhe herabsenken und das Land nach und nach bedecken.

Und somit alle verwertbaren Spuren verbergen oder gar zunichtemachen.

Lungochi hoffte, dass die beiden Kommissare noch rechtzeitig in Kadesti ankamen.

Er blieb stehen, drehte sich einmal im Kreis und ließ den Schein der Lampe sowohl über den Boden gleiten, als auch die Umgebung abtasten.

Nichts zu sehen!

Der Polizist rümpfte die Nase. Also hatten ihn seine Sinne doch getäuscht. Am besten war es, er drehte sich um und kehrte zur Polizeistation zurück. Vielleicht war der angekündigte Besuch bereits bei der Polizeistation angekommen.

Lungochi drehte sich in jene Richtung, aus der er gekommen war. Er wollte den Rückweg antreten.

Ein eisiger Windstoß fuhr ihm über die Augäpfel und es fühlte sich an, als würden glühende Nadeln hineingetrieben werden. Sofort quollen Tränen hervor. Der Polizist wischte sich schnell mit der rechten Hand über das Gesicht, blinzelte zweimal und verharrte, wie zur Salzsäule erstarrt.

Der Schein seiner Lampe war auf den Boden gerichtet, aber trotzdem konnte er vor sich die Umrisse eines Menschen erkennen. Wie hatte der Unbekannte so urplötzlich hier erscheinen können? Der Bo-

den war steifgefroren. Jeder Schritt erzeugte ein kurzes, durchdringendes Knirschen. Wenn der Fremde an ihn herantreten wäre, hätte Lungochi es hören müssen.

Er überwand die Überraschung. Seine Hand war automatisch in Richtung der schussbereiten Waffe gewandert und schwebte nun direkt über dem geöffneten Holster.

»Das ist polizeiliches Sperrgebiet. Sie haben hier nichts zu suchen.«

Lungochi versuchte, seine Stimme mit Autorität zu füllen und befehlsgewohnt zu klingen. Aber sie hörte sich in seinen Ohren wie die eines Fremden an.

Der Unbekannte sagte nichts. Er stand reglos da, als habe er die Worte des Hauptwachtmeisters nicht vernommen. Lungochi überwand sich und trat vor. Er hob die Taschenlampe und leuchtete direkt in das Gesicht des Ankömmlings und im selben Moment war ihm, als würde er gegen eine unsichtbare Wand prallen.

»Aber ... das ist doch ...«

Der Lichtstrahl zitterte über das Antlitz des anderen Mannes. Die Angst sprang Lungochi an wie ein wildes Tier. Sie biss sich jäh in seinem Herzen fest, brachte es wie wild innerhalb seines Brustkorbs zum Trommeln und ließ kalten Schweiß aus all seinen Poren schießen. Seine Hand begann wie Espenlaub zu zittern.

Er wankte einen, zwei, drei weitere Schritte zurück, schüttelte den Kopf und strachelte.

Und dann, gerade als ein starker Schwindel ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehen drohte, sprach er den Namen des Ankömmlings aus.

»Vasile!«



7. Kapitel

Regularien!

Nach einem Frühstück, das aus Obst und Müsli bestand, verließ Ali seine Wohnung und begab sich zum United Nations Plaza. Dort lag die Zentrale der Vereinten Nationen. Er meldete sich bei einer Empfangsdame und wurde dann zu den Aufzügen geleitet. Die Büroräume der UNIPAF lagen in den Kellerräumen des Gebäudes. Hier unten war die Ausstattung nicht so luxuriös wie in den oberen Etagen. Die Beschreibung des Weges war ausgezeichnet und ohne Probleme fand er die Glastür, die die Paraforce von den anderen Abteilungen trennte. Dahinter saß eine weitere Frau an einem Schreibtisch. Sie hatte ein gutmütiges Gesicht, was sicher auch von ihrem leichten Übergewicht herrührte. Er musste nicht die Klingel an der linken Seite bemühen. Ein Summen verriet ihm, dass er die Tür öffnen konnte.

»Guten Tag, mein Name ist Ali Muhammad Nuri«, stellte er sich vor und reichte der Frau über den Tisch hinweg die Hand. Diese griff beherzt zu und schüttelte sie.

»Mr. Nuri«, rief sie aus. »Ich bin Mrs. Whittaker, sehr erfreut. Sie sind oberpünktlich, das wird Mr. Blackstone gefallen.«

»Mr. Blackstone? Ich dachte, ich würde von Mr. Baptiste erwartet werden.«

Sie nickte.

»Werden Sie auch. Aber auch von Mr. Blackstone. Folgen Sie mir, bitte.«

Mrs. Whittaker lief vor ihm her. Nach wenigen Metern erreichten Sie eine Tür. Mrs. Whittaker klopfte an und trat dann zur Seite.

»Herein«, war von der anderen Seite zu hören.

»Bitte, Mr. Nuri.«

Er nickte ihr noch einmal zu, dann öffnete er die Tür und trat ein. Ihn erwartete ein helles, freundliches Büro. Es war größer, als er erwartet hatte. Zwei Männer befanden sich darin. Während der eine hinter dem bestimmenden Element des Raumes, dem Schreibtisch, sich erhob, blieb der andere, der einen tiefschwarzen Anzug trug, auf einer Ledercouch an der rechten Seite sitzen.

»Sie müssen Muhammad Nuri sein«, sagte der Erste und trat um den Schreibtisch herum. Die beiden Männer schüttelten sich die Hand.

»Ich bin Jacques Baptiste. Schön, dass wir uns endlich kennenlernen. Und dieser Gentleman«, er wies mit der Hand auf den konservativ wirkenden Mann, »ist James Elwood Blackstone III.«

»Mr. Nuri«, näselt dieser nur zur Begrüßung.

Nachdem Baptiste endlich seine Hand losließ, trat Ali hinüber zu dem englischen Aristokraten und reichte diesem die Hand. Der Engländer griff mehr zögernd zu und musterte sein Gegenüber dabei. Scheinbar fand er Gefallen an Alis Aussehen. Wie fast immer trug er einen Anzug. Dieser war dunkel, aber sah nicht so aus, als würde er gleich auf eine Beerdigung gehen.

»Ich hörte, Sie haben auf ihren Adelstitel verzichtet, um für das Unterhaus zu kandidieren.«

Nach diesem Satz erhob sich Blackstone und zog überrascht eine Augenbraue nach oben. Anscheinend schien er vom Wissen des Neulings beeindruckt.

»Dies ist allerdings richtig. Meine neue Aufgabe bei der UNIPAF hat diese Überlegung mittlerweile aber überflüssig werden lassen.«

»Ich verstehe. Darf ich, ohne indiskret sein zu wollen, fragen, was genau Ihre Aufgabe in dieser Organisation ist?«

»Er ist zuständig für die Überwachung und Einhaltung sämtlicher Gesetze, Erlasse und Rechtsverordnungen, die Sie sich weltweit nur vorstellen können. Außerdem ist er der stellvertretende Leiter der Paraforce«, antwortete Baptiste, der wieder hinter seinem Schreibtisch saß.

Während Baptiste sprach, sah er zu ihm hinüber. Danach wandte er sich wieder direkt an Blackstone.

»Das ist hochinteressant, Sir. Mit Sicherheit ist das internationale Recht ein sehr unüberschaubares Gebiet. Dazu die vielen lokalen Gebräuche und Eigenheiten.«

Blackstone nickte.

»In der Tat. Keine leichte Aufgabe, Mr. Nuri.«

»Und eine sehr wichtige noch dazu.«

Fast schien es, als würde Blackstone leicht lächeln, doch vielleicht hatte er sich diese Gefühlsregung auch nur eingebildet.

»Auch das ist korrekt, Mr. Nuri.«

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«, fragte Baptiste und wies auf die Besucherstühle vor dem Schreibtisch. Ali nahm Platz, lehnte ein Getränk aber ab.

»Mr. Nuri, Sie fragen sich sicher, wie wir an Ihre Daten gekommen sind. Die Paraforce arbeitet mit allen staatlichen Behörden zusammen, das ist die einfache Antwort. Durch den Vorfall, auf den ich auch in meiner Mail an Sie zu sprechen gekommen bin, sind wir auf Sie aufmerksam geworden. Das und dazu noch, dass Sie als Polizist gearbeitet haben, könnte Sie zu einem wertvollen Mitarbeiter für uns werden lassen.«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Mit was genau befasst sich die Paraforce?«

»Eine berechtigte Frage. Mit allem, das die Naturwissenschaftler nicht erklären können. Statistische Auswirkungen haben ergeben, dass neben der uns bekannten Welt noch eine zweite, paranormale, existiert. Geister, Dämonen, Vampire, Spukphänomene aller Art. Es gibt nichts, das es nicht doch gibt. Und nicht alles davon ist gut für die Menschheit. Nach den drei großen Anschlägen im Jahr 2008 wurde unsere Abteilung gegründet. Wir befinden uns immer noch im Aufbau. Sie könnten ein weiterer Stein in unserem Haus werden.«

Ali nickte. Er wusste, dass Baptiste die Wahrheit sagte. Auch er hatte schon einiges erlebt, das nicht leicht zu erklären war. Sei es in seiner Heimat im Iran gewesen oder auch in Indien, wo er einige Jahre gelebt hatte. Speziell dort war er mit Dingen in Berührung gekommen, die für normale Menschen unfassbar waren.

»Ich verstehe, Sir. Und ich teile Ihre Auffassung.«

»Das ist schön zu hören.«

Baptiste zog eine Schublade auf und holte ein Schlüsselbund hervor. Diesen legte er vor Ali ab.

»Was ist das?«

»Die Schlüssel zu Ihrem Büro. Es ist bereits eingerichtet.«

Ali nahm die Schlüssel an sich, hakte aber noch einmal nach.

»Ich hätte ablehnen können.«

Sein neuer Chef verzog die Lippen zu einem Grinsen und präsentierte eine Reihe weißer Zähne.

»Ich hatte so ein Gefühl, dass Sie es nicht tun würden.«

Ali nickte erneut. Er hatte ein gutes Gefühl bei der ganzen Sache. Baptiste erschien ihm vom ersten Moment an ein zuverlässiger Mann zu sein. Und Blackstone, nun, er war sicher nicht einfach. Aber anscheinend hatte er ihn mit seinem Auftreten beeindruckt, denn nun lächelte auch der englische Adlige.

»Okay, Mr. Nuri. Dann begeben Sie sich bitte für einen medizinischen Check zu Professor Rajiv Singh. Er ist der Leiter unserer medizinischen Abteilung und ebenso der Forschungseinrichtungen. Danach suchen Sie bitte Ihr Büro auf. Ihr Operator erwartet Sie dort. Er wird Ihnen die restliche Ausrüstung, die zum Standard unserer Agenten gehört, aushändigen.«

»Operator?«

»Ja. Unsere Einsatzteams bestehen immer aus einem Front- und einem Back-Agenten. Während Sie an der Front arbeiten, wird Rick Marks Ihnen den Rücken frei halten.«

Kurz darauf verabschiedeten sich die Männer mit einem weiteren Händedruck voneinander.

Ohne Probleme fand Ali die medizinische Abteilung. »Dr. Rajiv Singh« konnte er auf einem kleinen Messingschild lesen. Mit der rechten Hand klopfte er an. Hinter der Tür blieb es still. Nach ein paar Sekunden wiederholte er das Klopfen, diesmal etwas lauter. Immer noch bat ihn niemand herein. Unsicher hob er noch einmal die Hand, doch dann ließ er sie sinken. Es widerstrebte ihm, ohne hereingebeten worden zu sein, ein Zimmer zu betreten, doch nach kurzem

Zögern legte er seine Hand auf die Klinke und trat vorsichtig ein.

»Professor Singh?«, rief er in das große Labor, das vor ihm lag. Am anderen Ende des Raumes hob ein Mann seinen Kopf.

»Ah, Sie müssen der Neue sein.«

»Darf ich eintreten?«

»Sicher, sicher. Warum fragen Sie?«

»Ich habe geklopft, aber kein Herein gehört.«

»Oh, entschuldigen Sie. Ich war zu sehr in mein Essen und meine Forschung vertieft. Mango Chutney von meiner Frau und dazu noch ein paar Ergebnisse, die ich studieren kann. Mehr brauche ich nicht.«

Der Mann, der einen hörbaren indischen Akzent besaß, lachte auf. Er machte einen sympathischen Eindruck auf Ali. Ohne weiter zu warten, trat er ganz ein und schloss die Tür hinter sich.

»Was kann ich denn für Sie tun, Professor?«

»Sie könnten mir etwas geben.«

»Geben? Was denn?«

Wie aus dem Nichts zauberte der Mediziner eine Spritze hervor.

»Zuerst eine kleine Blutprobe.«

Der Blutentnahme folgten weitere Proben. Haare, Speichel, Urin. Danach wurde Ali vermessen und gewogen.

»188cm groß, 84,7kg schwer«, notierte Singh auf einem Blatt, das auf einer Kladde befestigt war. Über den Rand seiner Brille sah er Ali an.

»Nun bitte zum Belastungs-EKG, danach kommt das EEG.«

Die nächsten Minuten strampelte Ali auf einem Fahrrad. Immer weiter fuhr der Forscher die Belastung nach oben. Am Ende war sein Proband völlig außer Atem.

»So, das reicht fürs Erste. Ihre Werte sind, auf den ersten Blick, fantastisch. Sie scheinen sich sehr ausgewogen zu ernähren und auf ausreichend Schlaf zu achten.«

»Das ist nur halb richtig«, sagte Ali, während er sich mit einem Handtuch den Schweiß vom Oberkörper trocknete.

»So? Und welche Hälfte ist dann falsch?«

»Letztere. Ich komme mit äußerst wenig Schlaf aus. Manchmal tagelang. Und wenn ich schlafe, reichen mir drei Stunden aus.«

»Hochinteressant. Das werde ich zu gegebener Zeit noch genauer

untersuchen!«

Singh schien sich wirklich darüber zu freuen, dass er ein neues Untersuchungsobjekt bekommen hatte. Mit dem Versprechen, sich bald bei Ali zu melden, entließ er den neuen Paraforce-Agenten nach dem EEG aus seiner Obhut.

Nach einer Dusche machte sich Ali auf den Weg zu seinem Büro. Er war gespannt darauf, wie es eingerichtet war. Vor der Tür zog er den Schlüssel aus seiner Hosentasche. Als er ihn ins Schloss steckte, hörte er eine Stimme von drinnen.

»Es ist nicht abgeschlossen.«

Er drückte die Tür auf und fand den Mann, dem die Stimme gehörte. Er mochte etwa so alt sein wie er selbst, vielleicht etwas jünger. Er schätzte den blonden Mann auf etwa Mitte 30. Auch von der Größe her nahmen sie sich nicht viel. Da der Mann saß, konnte er es nicht ganz genau schätzen.

»Rick Marks, nehme ich an.«

Der Mann stand auf und tatsächlich war er sogar noch ein paar Zentimeter größer als Ali.

»Richtig. Und du musst Ali sein.«

Es widerstrebte Ali, sofort geduzt zu werden, aber er wies den anderen nicht zurecht.

»Ja. Ali Muhammad Nuri«, nannte er seinen ganzen Namen.

»Rick Marks.«

»Sie ...«

Der Blonde unterbrach ihn.

»Du. Wir kämpfen Seite an Seite, da sind Formalitäten hinderlich, finde ich. Wenn du allerdings darauf bestehst, dann ...«

»Nein. Es ist zwar ungewöhnlich für mich, aber es ist schon in Ordnung.«

»Gut. Freut mich zu hören.«

»Darf ich dir eine Frage stellen, Rick?«

»Klar.«

»Dein Name ist Englisch, aber deine Aussprache verrät dich. Wo-

her genau stammst du?«

»Aus Deutschland. Eigentlich heiÙe ich auch nicht Rick, sondern Richard. Aber die Amis machen es sich halt gerne einfach.«

Da musste Ali seinem Partner recht geben. Die Amerikaner machten es sich in allem so einfach wie möglich. Leider auch in ihren Ansichten und ihrem Weltbild.

»Baptiste sagte mir, dass du Ausrüstung für mich bereithältst.«

»Ja.«

Rick wies auf den Schreibtisch. Erst jetzt fielen Ali die Gegenstände auf, die dort lagen. Sein Partner hatte davor gesessen und diese mit seinem breiten Körper verdeckt. Jetzt überreichte er ihm die Sachen und erklärte sie jeweils kurz.

»Eine Glock 35, die Standardwaffe der Front-Agenten.«

Ali nahm sie kurz in die Hand und wog sie darin. Dann legte er sie wieder weg.

»Dein PDA. Das wichtigste Stück. Damit bleiben wir immer in Kontakt. Er hat so einige Funktionen, die dir dort draußen noch sehr hilfreich sein werden.«

Den Personal Digital Assistent steckte Ali in die Innentasche seiner Anzugjacke.

»Hier.«

Der nächste Gegenstand war eine Sonnenbrille.

»Was soll ich damit?«

»Die ist ebenfalls äußerst wichtig.«

»Warum?«

»Weil Agenten einfach cool aussehen müssen.«

Überrascht zog Ali eine Augenbraue hoch, doch Rick fing bereits an zu lachen.

»Ein Scherz, Mann! Die Brille ist Hightech vom Feinsten. In ihr ist das Headset für die Telefonfunktion des PDAs, dazu fungiert sie als Display für die Anzeigen. Restlichtverstärker und Kamera mit Gesichtserkennungssoftware sind gleich mit inklusive. Und wie gesagt, sie sieht cool aus.«

Kurz setzte Ali sie auf.

»Du musst sie erst mit dem PDA synchronisieren. Wie das geht, kannst du in diesem Handbuch lesen. Damit steht deine nächste Lek-

türe schon fest.«

»Schade. Dann muss Gryphius warten.«

»Der Barockdichter? Na ja, der kann warten.«

Es überraschte Ali, dass Rick den Dichter kannte.

»Ich sehe dir genau an, was du denkst. Der erste Eindruck trägt halt oft.«

»Da hast du recht. Mein erster Eindruck von dir war eher, dass du auch an die Front und nicht an den Schreibtisch gehörst.«

Bei diesem Satz verfinsterte sich Ricks Gesicht. Dann beugte er sich leicht herab und zog das linke Hosenbein nach oben. Darunter sah Ali kein Bein, sondern eine Prothese. Bevor er etwas sagen konnte, ließ Rick das Hosenbein los. Stattdessen tippte er mit dem Finger seiner linken Hand gegen sein linkes Auge. Es gab ein hartes Geräusch.

»Glas«, erklärte er.

»Wie ist das passiert?«

»Ich war an der Front. Ich weiß, wie es da draußen zugeht. Vielleicht bin ich gerade deswegen ein guter Operator. Lassen wir es vorerst dabei.«

Ali versuchte, nicht weiter in seinen Partner zu dringen. Er fühlte, dass der andere im Moment nicht darüber reden wollte.

»Wie auch immer«, nahm Rick das Gespräch nach einer kurzen Phase der Stille, die eingetreten war, wieder auf. »Du wirst dich nicht lange im Büro langweilen müssen. Dein erster Einsatz steht schon fest.«

Er ging um den Schreibtisch herum und öffnete ihn. Der Schublade entnahm er eine Mappe.

»Hier drin findest du alles. Du brauchst sicher eine Weile, um die Unterlagen durchzulesen. Ich organisiere uns derweil mal etwas zu trinken.«

Als Rick das Büro verlassen hatte, setzte sich Ali an den Schreibtisch und schlug die Mappe auf. Darin befand sich zuoberst eine Karte. Ein Ort war darauf markiert worden. Hodonin. Von dieser kleinen Stadt hatte er bisher noch nie etwas gehört. Sie lag in der Tschechei, nahe zur Grenze mit der Slowakei und auch nicht weit entfernt von Österreich. Die nächsten Seiten verrieten Ali, dass dort Dr. Ludwig

Proscher, ein bekannter österreichischer Parapsychologe, seinen Altersruhesitz gefunden hatte. Proscher, ein anerkannter Experte für Okkultismus, hatte bisher eng mit der Paraforce zusammengearbeitet. Der 65-Jährige war Anlaufstelle für Fragen aller Art gewesen. Doch seit ein paar Wochen reagierte Proscher nicht mehr auf die Kontaktversuche der Paraforce. Die örtlichen Behörden hatten seltsame Spuren in seiner Wohnung gefunden, als sie ihn gesucht hatten. Leider waren diese Spuren nicht genauer definiert worden. Die nächsten Blätter gaben Aufschluss darüber, dass es in der näheren Umgebung zu einer Häufung von Todesfällen gekommen war. Insgesamt vier Opfer waren zu beklagen gewesen. Alle Toten, drei Männer und eine Frau, hatten Zeichen großen Entsetzens gezeigt. Die Todesursache wurde bei allen mit Herzschlag angegeben, wie die beigefügten Totenscheine aussagten. Die letzte Seite umriss Alis Auftrag. Er sollte sich in Proschers Wohnung umsehen, das Verschwinden des Okkultisten aufklären und herausfinden, wer oder was für den Tod der vier Menschen verantwortlich war. Dann fand Ali noch ein Ticket in der Mappe. Es war auf den heutigen Tag ausgestellt. Abflug war in weniger als drei Stunden. Baptiste war mehr als überzeugt gewesen, sonst hätte er dies nicht alles im Voraus geplant. Die Reise würde ihn vom Flughafen John F. Kennedy zuerst nach Düsseldorf bringen. Nach einer Zwischenlandung dort würde ihn eine kleinere Maschine zum Flughafen nach Brünn bringen. Die restlichen gut sechzig Kilometer nach Hodonin würde er mit einem schon gebuchten Leihwagen zurücklegen. Insgesamt würde er mehr als zwölf Stunden unterwegs sein.

Die Tür zu seinem Büro öffnete sich. Rick trat mit zwei Flaschen Wasser in der Hand ein.

»Wenn du in meiner Heimat landest, bestell ihr einen schönen Gruß von mir.«

»Du wusstest bereits Bescheid?«

»Natürlich. Ich bin schließlich dein Operator. Und ein Blick auf die Uhr sagt mir, dass du besser schnell packen solltest.«



8. Kapitel

Small Talk!

Irgendwo auf der Autoschnellstraße 18 zwischen Bistra und Kadesti

Milena Radescu hielt das Lenkrad nur mit einer Hand, während die andere auf der Rücklehne ihres Sitzes ruhte. Während sie den Geländewagen steuerte, machte sie einen vollkommen entspannten Eindruck.

Tom musste neidvoll anerkennen, dass er selber auf der holprigen und bisweilen gefährlich abschüssigen Straße nicht in der Lage gewesen wäre, dies ohne gehörige Schwierigkeiten nachzuahmen. Mit ihm am Steuer wäre das Fahrzeug wahrscheinlich schon in der ersten Kurve zur Seite gekippt und dann den steilen Hang hinabgestürzt. Wenn er hätte fahren müssen, hätte er sich voll und ganz auf seine Aufgabe konzentrieren müssen und dabei wahrscheinlich verkrampft hinter dem Steuer gehockt.

Milena jedoch behielt nicht einmal fortwährend die Straße im Auge, sondern schielte des Öfteren interessiert zu Tom hinüber. Offensichtlich gefiel ihr, was sie da auf dem Beifahrersitz sah.

»Die Anjoshin-Legende ist anscheinend berühmt, oder?«, nahm Milena den Gesprächsfaden wieder auf.

»Berühmt ist vielleicht zu viel gesagt, aber immerhin doch berücksichtigt genug, um ihren Weg in die elektronischen Eingeweide des Paraforce-Zentralarchivs gefunden zu haben«, entgegnete Tom.

Er versuchte, die leichte Anzüglichkeit in Milenas Blick zu ignorieren.

»Und genau da habe ich sie gefunden und förmlich unter unzähligen Gigabyte-Untiefen hervorgeholt«, ließ Huffs über das Headset

vernehmen.

Tom seufzte. Es kam nicht oft vor, aber manchmal wünschte er sich einen Operator, der etwas schweigsamer war als Huffs.

Er blickte auf das hellerleuchtete Display seines PDAs, das bei dem Geschaukel des Wagens vor seinen Augen nur als wild herumhüpfender Lichtschemen zu erkennen war. Die Berichte, die Huffs darauf überspielt hatte, waren unter diesen Bedingungen kaum zu lesen, aber wenigstens lenkte es Tom von Milena ab.

Milena war sehr attraktiv, das musste der Paraforce-Agent zugeben, und sie passte auch zu seinem Beuteschema, aber trotzdem wollte er sich auf seinen Job konzentrieren und nicht ablenken lassen. Da Baptistes Bemerkungen hinsichtlich seiner Arbeitsweise noch deutlich in seinen Ohren nachklangen, hatte Tom darauf verzichtet, inoffizielle Verbindungsleute in Rumänien zu kontaktieren. Er wollte es nicht riskieren, bei Baptiste in Ungnade zu fallen.

Milena stand im Ruf, außerordentlich zuverlässig zu sein und in kniffligen Situationen nicht gleich die Nerven und den Überblick zu verlieren.

Aus welchen Gründen sie sich entschlossen hatte, den Geheimdienst zu verlassen, wusste Tom ebenso wenig, wie er den Grund kannte, weshalb sie ihn offenbar so anziehend fand.

»Richtig. Anjoshin stand in dem Ruf, ein Hexer oder Magier zu sein. Er war in den 20ern des letzten Jahrhunderts aus Russland geflohen und hatte sich nach Rumänien abgesetzt. Er lebte sehr abgeschieden in einem großen Haus, mitten in diesem Karpatental. Irgendwann begannen Menschen in den umliegenden Ortschaften zu verschwinden. Schon bald brachte man Anjoshin damit in Verbindung und versuchte etwas gegen ihn zu unternehmen. Doch es blieb beim Versuch und immer mehr Leute schienen sich förmlich in Luft aufzulösen.«

Tom blickte vom PDA empor. »Und hier enden die Aufzeichnungen aus dem Archiv. Was später geschah, ist dort nicht niedergelegt.«

»Leider kann ich Ihnen da auch nicht weiterhelfen, Tom.«

»Wäre auch zu schön gewesen«, meinte Tom resignierend. Er schaltete den PDA auf Stand-by.

Milena lachte und Carson ärgerte sich darüber, dass ihm dieser Klang so gut gefiel.

»Tut mir wirklich leid, aber das alles wurde in den Bereich der Legenden verlegt und keine offizielle Behörde ging dieser Geschichte nach, weswegen nur sehr, sehr wenige Dokumente existieren. Das Meiste, was in Ihren Unterlagen steht, beruht auf Hörensagen. Von Generation zu Generation hinweg.«

Tom seufzte. »Das ist nicht viel. Leider habe ich schon zu viele Missionen scheitern sehen, nur weil keine ausreichenden Informationen vorlagen.«

»*Du bist immer gleich so hammernegativ, Tom. Wie wäre es mal mit gutem altmodischen Optimismus?*«

Tom hätte Huffs für diesen Kommentar am liebsten den Hals umgedreht.

»An sich würde ich Ihnen recht geben, Tom.«

»Aber?«

Milena lächelte. Es wirkte überlegen und Tom vermeinte Spuren von Arroganz darin zu erkennen.

Wahrscheinlich meinte sie, ihn schon längst um den Finger gewickelt zu haben. Aber wenn die Dame es wirklich darauf ankommen lassen würde, würde sie wohl sehr dumm aus der Wäsche gucken.

»Ich würde mich Ihrer Meinung anschließen, wenn ich die Menschen in diesem Land – und in dieser Gegend ganz besonders – nicht so gut kennen würde. Wenn wir in Kadesti angekommen sind, gibt es bestimmt mindestens eine Person, die die alten Legenden förmlich auswendig herbeten kann. Verlassen Sie sich darauf.«

Tom schürzte die Lippen. Ein heftiger Stoß erschütterte den Geländewagen, schüttelte Tom und Milena kräftig durch und unterbrach die Erwiderung, zu der er gerade ansetzen wollte.

»Ich muss mich entschuldigen. Dieser Weg ist echt das Letzte, aber wir sparen gewaltig Zeit.«

»Schon in Ordnung, Milena. Ich bin Schlimmeres gewöhnt.«

Tom brauchte nur an seine Zeit bei den Marines zu denken.

»Aber noch einmal zurück zum Thema. Wir müssen uns vor Ort umfassend informieren und unser weiteres Vorgehen genauestens planen. Ich will nicht kopflos in eine Falle laufen. Was immer mit

Vasile Georghe und den anderen Vermissten passiert ist, es steht ganz offensichtlich mit Anatol Anjoshin im Zusammenhang.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung. Und dass diese Hinweise ausreichten, um Sie nach Rumänien zu führen, macht mich ehrlich gestanden nicht gerade unglücklich.«

Milena schenkte Tom einen Blick, der ihm, selbst wenn er bislang bezüglich ihres Interesses blind und taub gewesen wäre, eindeutig zeigte, dass sie auf ihn stand.

»*Roarr Tiger, da geht noch was. Du solltest dich auf jeden Fall auch privat mit ihr treffen.*«

»Ist es ... äh ... eigentlich noch weit?«

»*Laut GPS-Peilung noch knapp eine halbe Stunde*«, antwortete Huffs.

»Halbe Stunde, mehr oder weniger«, sagte Milena.

»*Hihi ... ich war schneller!*«

Tom konnte nur unter Mühen ein leises Stöhnen unterdrücken. Das eigenartige Spiel von Huffs ging ihm auf die Nerven. Es kam ab und zu vor, dass Huffs, wenn sie am anderen Ende der Leitung saß, albern wurde und ihre merkwürdigen Kinderspielchen abzog. Trotzdem war sie, nach Toms Meinung, der beste Operator, den sich ein Field-Agent nur wünschen konnte. Allein deshalb ließ er sie in den meisten Fällen gewähren und meckerte nicht an ihr herum. Heute jedoch strapazierte sie – in Verbindung mit der holprigen Straße, dem damit verbundenen Durchgeschütteltwerden und der aufdringlichen Art von Milena – Toms Geduld gewaltig.

»Zumindest, wenn die Straße so frei bleibt«, fügte Milena hinzu, »was nicht immer garantiert ist. Manchmal blockieren umgestürzte Bäume den Weg. Oder aber er ist regelrecht weggespült, weil es kurzfristig getaut hat.«

Tom ersparte es sich nachzufragen, was passierte, wenn der Weg tatsächlich nicht mehr da sein sollte. Sie würden selbstverständlich umdrehen und den ganzen Weg zurückfahren müssen, nur um dann eine andere Strecke zu nutzen, die, wie Milena bereits erwähnt hatte, deutlich länger ausfiel.

»Na toll«, brummte Tom und blickte aus dem Seitenfenster.

»Haben Sie was gesagt?«

Carson schüttelte den Kopf.
»Nein, nein ... alles bestens«, meinte er nur und zeigte sein freundlichstes Lächeln.
»Alter Schwindler!«
O Mann Huffs, halt einfach die Klappe!



9. Kapitel

Auge in Auge mit dem Wahnsinn!

Auf dem Grilescu-Feld, nahe Kadesti

»Vasile? Wo warst du? Wir haben uns alle Sorgen gemacht. Sonia ist beinahe vor Angst um dich gestorben.« Lungochi trat wieder vor, der Lichtstrahl aus seiner Taschenlampe wanderte bei dieser Bewegung etwas höher und fokussierte nun das Gesicht seines Gegenübers vollständig.

O Gott, der arme Junge muss vollkommen durchgefroren sein. Sein Gesicht ist so dunkel verfärbt. Das müssen Erfrierungen sein.

Spielten ihm seine Augen einen Streich? Oder gaukelte ihm sein überreizter Geist in Anbetracht der Überraschung ein Trugbild vor? Lungochi vermeinte zwischen den Beinen Vasiles noch ein drittes erkennen zu können.

Er blickte seinem Gegenüber ins Gesicht. Nein, die Verfärbung rührte nicht von Erfrierungen her.

Die Haut war auch nicht blau, sondern ... *grau*.

»Vasile, was ist denn? Was ist passiert?« Wieder erhielt Lungochi keine Antwort auf seine Fragen.

Stattdessen hob Vasile seinen Kopf. Die Wangen waren eingefallen und die Augen waren ...

Lungochi sog die Luft tief in seine Lungen, als er die Wahrheit erkannte.

»Nein«, keuchte er.

Zuerst hatte er gedacht, Vasiles Pupillen hätten sich pechschwarz verfärbt, doch es war noch viel entsetzlicher. Vasile hatte überhaupt keine Augen mehr. Leere Augenhöhlen waren auf den Polizisten ge-

richtet. Lungochis Knie wurden ihm weich und drohten unter seinem Gewicht einzuknicken.

Er sackte leicht ein und spürte, wie Magensäure samt seiner letzten Mahlzeit sich ihren Weg die Speiseröhre hinauf zu suchen begann.

Vasile setzte sich in Bewegung. Steif, starr und doch schnell und zielstrebig.

Lungochi ließ die Taschenlampe fallen und griff nach seiner Waffe. Ein heiserer Schrei entrang sich seiner Kehle, aber es war schon zu spät.

Vasile wurde zu einem huschenden Schatten, der blitzartig auf ihn zujagte.

Eisige Finger umklammerten jäh die Kehle des Polizisten. Lungochis Finger glitten vom Griff seiner Waffe ab. Ein zischendes Geräusch drang aus Vasiles Mund.

Und dann war es wieder still auf dem Feld.

Totenstill!

Ende des ersten Teils